

Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen
Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen
Band: 145 (1967)

Artikel: Baselbieter Bau- und Siedlungsgeschichte : von der Reformation bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts
Autor: Müller, C.A.
Kapitel: V.: Barocke Bauzeit
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1006910>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

V. Barocke Bauzeit

Wann im Baselbiet das Bauen im Barockstil begonnen hat, ist schwer zu sagen. Schon in großen Zentren der Kunst gibt es keine klare Zäsur zwischen der althergebrachten Bauweise und der neu aufkommenden. Wie stark die Kräfte des Verharrens und Bewahrens sind, merkt man noch deutlicher in Gegenden und Talschaften, die nicht im Mittelpunkt wirtschaftlicher Blüte und folglich gesteigerter Bautätigkeit standen. Sie mußten sich mit Handwerkern und Künstlern bescheiden, die neumodischen Kunstformen noch nicht zugetan waren, und haben daher ihren altertümlichen Charakter länger bewahrt.

Die Verlangsamung in der Übernahme neuer Kunstweisen ist nicht unbedingt ein Nachteil. Hatten die Meister im Bauen, Malen, Schnitzen ihre Sache gut gelernt, so gaben sie diese gerne in ihrer einmal gewohnten Art weiter, von Vater auf Sohn, von Meister auf Lehrling. Sicher ließ sich selten einer von dem abbringen, was er mit sicherer Hand konnte; daher mag es die Regel sein, daß der in ein gewisses Alter gekommene Meister nicht mit neuen Stilmerkmalen zu pröbeln begann, sondern dies den Jungen überließ, die auf die Wanderschaft zogen, um ihr Handwerk zu erlernen.

In Basel wird durch die Aufnahme von Glaubensflüchtlingen im 16. und 17. Jahrhundert manche neue künstlerische Form und Neigung in das bisherige Kunstschaffen hineingeraten sein. Die bekannteren Künstler nach der großen Blütezeit, die von Hans Holbein dem Jüngeren geprägt ist, haben sich jedenfalls mit solchen von außen kommenden Strömungen auseinandergesetzt, so Ludwig Ringler, Hans Hug Kluber, Hans Bock. Wie andernorts weiß man mehr von den Malern als den Baumeistern. Die Ersteller von Häusern blieben eher im Verborgenen als die Verfertiger von Porträts oder jene, welche die Wände der Gebäude mit farbigem Schmuck versahen.

Wenn es in Basel so stand, wie viel mehr mußte es auf der Landschaft der Fall sein, wo man in althergebrachter Weise seine Häuser, Wohnbauten, Ställe, Scheunen und Schöpfe baute! Nur Leute, die auf irgendeine Weise mit der Stadt in engerer Verbindung standen, die Herren Land- und Obervögte, die Schultheißen von Liestal und die dortigen Stadtschreiber, nahmen sich Baufachleute und Künstler aus Basel. Die übrigen, Bürger und Bauern, begnügten sich mit den ihnen in den Städtchen und Dörfern zur Verfügung stehenden Handwerkern. Aber auch unter diesen gab es manchen, dessen Handfertigkeit und Tüchtigkeit recht lobenswert war. Wir haben schon in einem vorhergehenden Abschnitt gesehen, wie lange die gotische Bauweise sich im Baselbiet hielt. Das war diesen einfachen Maurern,

Steinmetzen, Zimmerleuten, Schlossern und Schreibern zuzuschreiben, welche mit ihren Gesellen so manchen formschönen Bau in den Dörfern aufrichteten und gestalteten.

Bis in die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges und noch weit darüber hinaus erhielt sich die Aufteilung der Fassaden nach der herkömmlichen gotischen Weise. Fenster und Türen behielten die Profilierung mit den beliebten Hohlkehlen bei. Nur die Fensterflächen wurden größer, die Einteilung der Sprossen deshalb auch anders. So merken wir etwa an den Pfarrhäusern von *Diegten*, von *Kilchberg* und von *Wintersingen* bereits einen deutlichen Einschlag des Barocks, einmal an den Fenstern, dann aber auch an der Regelmäßigkeit, mit welcher diese über die Fassaden verteilt sind. Erst zwischen 1680 und 1720 tritt demnach die Gotik in unserer Landschaft zögernd hinter die an andern Orten längst geübten Bauformen des Barock zurück.

Stadtplanung in Arlesheim

Nur *eine* wichtige Ausnahme gegenüber dem gewohnten Bauen in der Basler Landschaft zeigt sich dort, wo nicht die Stadt Basel zu regieren hatte, sondern ihr Gegenspieler, der Fürstbischof von Basel und sein geistliches Wahlkollegium, das Domkapitel. Als im Jahre 1529 die Lehre der Reformation ihren endgültigen Einzug in der Rheinstadt hielt, waren sowohl der geistliche Fürst wie das Domkapitel gezwungen, sich von Basel wegzubegeben. Der Landesherr schlug seine Residenz im alten Schloß zu Pruntrut auf; die Domherren aber ließen sich in Freiburg im Breisgau nieder, wo es ihnen wohl war, da die meisten von ihnen dem vorderösterreichischen Adel angehörten und dort nicht nur ihre eigenen Familiengüter in der Nähe hatten, sondern auch die Einkünfte aus vielen Besitzungen des Basler Domstifts im Breisgau genießen konnten. Als aber im Jahre 1678 die Stadt Freiburg in die Hände des französischen Königs Ludwig XIV. gefallen war, behagte es den Domherren auch in dieser Stadt nicht mehr, und sie erwirkten sich die Erlaubnis des Herrschers, wegziehen zu dürfen. Die Wahl eines neuen Wohnsitzes war nicht leicht zu treffen. Da Pruntrut nur zum weltlichen Besitz des Bistums gehörte, die geistlichen Befugnisse im größten Teil des Elsgaues aber nicht ihm, sondern dem Erzbischof von Besançon zustanden, kam diese Stadt für das Domkapitel nicht in Frage. In Delsberg hatten sich nach durchgeführter Reformation in Münster (Moutier) die Glieder des dortigen Chorherrenstiftes Münster-Granfelden festgesetzt, die keine eigene Kirche besaßen, sondern die Delsberger Pfarrkirche mitbenützten. Die Enge des Städtchens an der Sorne liebten

die größere Verhältnisse gewohnten Herren des Domkapitels nicht; mehr wert war ihnen die Nähe der Stadt Basel und so kamen sie bei der Wahl eines neuen Wohnsitzes auf das Dorf *Arlesheim*, das noch auf deutschsprachigem Boden lag und schon seit langem bei den Adeligen am bischöflichen Hof einen guten Ruf genoß. Es lagen da ja die Flachsländischen und Osteinischen Schlösser mit ihren großen Gärten und darüber erhob sich die Burg Birseck, auf der ein bischöflicher Obervogt während längerer Zeit nicht nur über die Dörfer in Basels nächster Nähe, sondern auch über die rechtsrheinischen, also breisgauischen Dörfer Istein und Huttingen, Schliengen, Mauchen und Steinenstadt regierte.

Zuerst quartierten sich die Domherren bei ihren Freunden und Verwandten in Arlesheim und anderen Orten des Birsecks ein. Aber sie beabsichtigten, diesen Zustand möglichst bald zu ändern. Der Fürst in Pruntrut, Johann Konrad von Roggenbach (1656–1693) half ihnen, ihre Pläne zu verwirklichen; im November 1679 erwarb er in Arlesheim Grundstücke, auf denen ein neuer Dom und die zugehörigen Domherrenhäuser entstehen sollten. Der Platz war gut gewählt: Er nahm eine leichte Hügelwelle südlich des in ein kleines Seitental eingebetteten Dorfes ein, wo ein Bauwerk sicher dominieren mußte. Am 23. Oktober 1679 war der Beschluß gefaßt worden, Arlesheim zum Sitz des Domkapitels zu machen, und schon einen Monat später nahm man die Bauarbeiten in Angriff. Die Risse des Architekten müssen zu diesem Zeitpunkt bereits vorgelegen haben, sowohl für den Dom wie für die Anlage des Platzes davor, an dem in regelmäßiger Weise die Häuser für die Domherren errichtet werden sollten.

Allen Respekt vor dem Verfertiger dieser Pläne, die für die Schweiz etwas fast Einmaliges bedeuten! Denn hier in Arlesheim wurde eine kleine *Stadt* geplant, wie sie der barocke Baueifer in manchen kleineren und größeren Residenzen Deutschlands ins Leben rief. Vielleicht wollte man vorerst nur eine bescheidene Anlage entstehen lassen, die sich dann im Laufe der Zeit ausweiten und aufblühen sollte, als Ersatz für das nahe Basel, dessen Verlust der Fürstbischof und sein Hof nie ganz verwinden konnten.

Wer war nun der Architekt, der von den maßgebenden Herren ausersehen wurde, den Dom und die zugehörige Stadtanlage zu planen und Wirklichkeit werden zu lassen? Aus den erhaltenen Bauakten geht hervor – Hans Reinhardt hat im Jahre 1932 diese Entdeckung gemacht –, daß Bischof und Domkapitel sich auf einen Baumeister einigten, der in Eichstätt im Bayrischen tätig war und sich in dieser Stadt eines geistlichen Fürsten sehr bewährt hatte. Es war *Jakob Engel* (1631–1714), ein gebürtiger Bündner aus dem italienisch sprechenden Tale Misox, das sich vom Sankt Bernhardin-Paß gegen Bellinzona hinunterzieht. Aus dem kleinen Dörfchen

Monticello kam Engel her; eigentlich hieß er Giacompo Angiolini und war wie manche seiner engeren Landsleute in die Dienste geistlicher Fürsten in Süddeutschland getreten.

In Eichstätt stehen heute noch viele Bauten von Jakob Engel. Die Beziehungen zwischen dem Domstift Basel und jenem von Eichstätt waren schon seit der Mitte des 17. Jahrhunderts recht eng, weil der Basler Bischof Johann Franz von Schönau (1651–1656) in seinen jüngeren Jahren Dompropst in Eichstätt gewesen war. Seine Familie besaß auch in Eichstätt am Roßmarkt einen nach ihr genannten Hof. Dann war vor allem auch die Familie Schenk von Castell in Eichstätt beheimatet und nahm dort eine bedeutsame Stellung ein; ja mehrere Glieder waren im 17. und 18. Jahrhundert Fürstbischof daselbst, so als erster Marquard II. Schenk von Castell (1636 bis 1685), auf ihn folgte Johann Euchar Schenk von Castell (1685–1697). Diese Familie nun stammte aus dem Thurgau und war im Gefolge von Bischof Jakob Christoph Blarer von Wartensee zu Ende des 16. Jahrhunderts mit einem Zweig auch ins Bistum Basel gekommen. Die Schenk wohnten in Delsberg und mehrere von ihnen waren Beamte am Hofe des Basler Bischofs. So ist es leicht begreiflich, daß, als sich in Arlesheim große Bauaufgaben zeigten, das Basler Domkapitel sich an seine Freunde in Eichstätt wandte und von dort her Jakob Engel empfohlen bekam.

Aber leicht war es nicht, den Baumeister in Arlesheim beim Bau zu behalten. Immer wieder mußte er in Eichstätt, wo eben damals große Brände Zerstörungen angerichtet hatten, zum Rechten sehen. Die Pläne Engels zeigten einen schlichten, fast herben Stil des Barocks, der aus dem Italienischen nach Süddeutschland gekommen war. Jakob Engels Heimat weist ja auch manche solcher Bauten auf. Die Fassade gegen den Domplatz wirkte schwer und gedrungen, ursprünglich stärker als heute, da im 18. Jahrhundert eine Ausschmückung einzelner Bauteile im Sinne des Rokoko erfolgte. Ein breites Gesims schließt die drei unteren Geschosse der Türme mit dem Hauptteil der Fassade zu einem breitrechteckigen Block zusammen. Das Hauptportal in der Mitte mit der Nische darüber, welche die Skulptur Mariens enthält, scheint mit der Aufteilung der ganzen Fassade nichts gemein zu haben. Das war beim ursprünglichen Zustand, der auch im Mittelteil der Fassade nur die gleichen Fenster zuließ wie an den Türmen, schon so und ist auch durch die Verlängerung zweier Fenster in je eines links und rechts über dem Portal nicht anders geworden. Der mit Voluten abgetreppte Giebel über dem Langhaus und die beiden niedrig erscheinenden Kuppeltürme sitzen so knapp auf dem großen Gesims auf, daß man meint, sie heben und ein Stück Wandfläche einschieben zu müssen. Dann wäre allerdings die Fassade völlig anders geworden, als Engel gewollt hat;

denn der Sockelbau der Fassade bis zum Gesims ist gleich hoch, wie die Türme über dem Gesims bis zur kleinen Kuppel der Laterne.

Das Äußere der dreischiffigen Kirche wirkt auch auf den Langseiten äußerst schlicht. Da kein Querschiff besteht, enden die Seitenschiffe nach einer abgerundeten Ecke flach am Ansatz des halbrund schließenden Chores. Auch die Dächer der drei Schiffe sind rund abgewalmt. Sowohl im Hauptschiff wie in den Seitenschiffen finden sich ziemlich kurze Fenster, die oben mit Korbogen schließen. In der Rundung des Chores sitzen drei Fenster, von denen das mittlere zugesetzt ist. Zwischen den Fensteröffnungen ziehen sich schlichte Bänder als Pilaster vom oberen Gesimsband zu einem unteren hinab. Der Schmuck in den Scheiteln der Fenster war ursprünglich einfach, der jetzige mag zum größten Teil der Rokokozeit entstammen.

Wenn wir das Innere betreten, so stehen wir überrascht vor der Schönheit des Raumes still. Seinen jetzigen Charakter hat er eigentlich erst in der Rokokozeit erhalten, als namhafte Künstler des 18. Jahrhunderts bei einer Erneuerung zugezogen wurden, doch schon nach 1680 muß eine starke Wirkung von der Gestaltung des Gotteshauses ausgegangen sein. Gerade durch die Einfachheit des Grundrisses und Aufbaues erscheint die Kirche klar und in einer ruhigen Würde, auch heute noch, wo die flammenden Rocaillen Pilaster, Wände und Decken reich beleben. Das Langhaus wird in den Seitenschiffen von je vier Kapellen begleitet; zwischen den oben bei den Mittelschiffsfenstern beginnenden Pilastern öffnen sich ungleich breite Tonnengewölbe. Der Chor setzt sich nach vortretenden Pfeilern, die einen Korbogen tragen, in der Flucht der Seitenschiff-Arkaden fort; die Seitenschiffe gehen allerdings hinter den Chorwänden als Sakristeien weiter, bis sie am Chorrund enden.

Das Ganze war eines Domkapitels wohl würdig; wenn wir wissen, daß das des Bistums Basel nicht mit reichen Gütern dieser Welt gesegnet war, so müssen wir uns umso mehr wundern, daß die Baukünstler auch mit bescheidenen Mitteln einen so repräsentativen Bau errichten konnten.

Vor dem eben beschriebenen Gotteshaus entstand anschließend oder vielleicht noch gleichzeitig die kleine *Stadtanlage* am länglichen Platz, der sich in der Achse der Domfassade nach Westen zieht, quer geteilt durch ein schmales Gäßlein, das sich zwischen den an den Längsseiten des Platzes liegenden je zwei Doppelgebäuden öffnet. Mit dem nördlichen Gäßchen fand der Baumeister den Anschluß an das alte Dorf Arlesheim; das südliche führte nach dem Finkelerweg, der parallel zum Domplatz über den sanften Hügelrücken zieht. Möglicherweise gehört er auch zur Anlage der Barocksiedelung und war für die Errichtung weiterer geistlicher Häuser und

Nebenbauten bestimmt. Die Fortsetzung des «Stadtplanes» in westlicher Richtung war vielleicht auch geplant und auf irgendeinem Riß festgelegt, dem seltsamerweise jüngere Bauten gehorchten, wie etwa noch im 18. und anfangs des 19. Jahrhunderts das «Schwabe'sche Haus» an der Nordseite, das Ehinger'sche Haus an der Südseite.

Die acht Domherrenhäuser waren im Grundriß gleich groß. Die ersten entstanden bereits im Jahre 1681, im folgenden Jahr bewilligte die Ständerversammlung des Fürstbistums, – die Vertretung der Geistlichkeit, des Adels, der Städte – eine Summe von 20 000 Gulden an deren Ausbau. 1685 bis 1687 fügte der Bischof zwei weitere Häuser hinzu, ohne daß wir wissen, welche diese jüngeren Bauten waren. Es wird wohl so sein, daß die dem Dome nähergelegenen Zweiergruppen zuerst entstanden und nach ihnen die westlicheren, zuletzt wohl die Gruppe, in der heute die Gemeindeverwaltung eingebaut ist. Die Fassaden sind sozusagen schmucklos. Nur auf das Portal, das sich in der Mitte jedes Hauses öffnet, ist ein Akzent gelegt, vor allem auch durch die Freitreppen. Sonst wirken die Gebäude nur durch ihre Kuben und die für das Elsaß typischen Krüppelwalmgiebel gegen das Gäßlein oder die davon abgewendeten Seiten. Der nordwestliche Häuserblock besitzt als einziger in der Achse über den beiden Portalen je einen Zwerchgiebel.

Mit zur kleinen Stadtanlage muß auch jener Bau gezählt werden, der nördlich des Domes frei für sich in den Gärten steht, sich aber in seiner Größe und Lage genau nach den Linien des Domplatzes ausrichtet. Es ist die heutige Statthaltereier, die erst im 18. Jahrhundert entstanden ist. Mit seinen großen Stichbogenfenstern und seinem wohlausgewogenen Walmdach – eine für das Elsaß besonders charakteristische Form – sticht das Haus von den weit weniger eleganten Domherrenhäusern am Domplatz ab.

Barock im Birsigtal

Dieser starke Einbruch des Barocks, der in Arlesheim geschah, zeigt schon, daß das Gebiet des Fürstbistums Basel den großen Einflüssen aus den Bereichen der Gegenreformation weit offener war als das eigentliche «Baselbiet», das der reformierten Stadt Basel unterstand. Ein weiteres Beispiel, daß der Barock Fuß zu fassen verstand, bildete die zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges entstandene Kirche St. Stephan in *Therwil*. Diese stellt zweifellos das bedeutendste Baudenkmal der Barockzeit im Leimental dar. Allerdings machte sie bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts verschiedene Wandlungen durch. Ihre Geschichte hat in einem kürzlich

erschienenen Werk eine eingehende Schilderung erfahren, so daß wir auf die dortigen Angaben verweisen (siehe Literaturverzeichnis).

Es gibt doch einige wenige, recht bescheidene Beweise, daß der Barock auch in protestantischen Baumeisterkreisen schon bekannt war, ehe das rege Bauen der katholischen Domherren in Arlesheim begonnen hatte. Das kleine Kirchlein zu *St. Margarethen* auf dem weitschauenden Hügel zwischen der Stadt Basel und *Binningen* erlebte im Jahre 1673 einen Umbau und eine Erweiterung durch einen rechtwinklig an das bisherige Schiff angesetzten Flügel. Bisher hatte man in den reformierten Kirchen der wachsenden Raumnot meist dadurch abgeholfen, daß eine Empore errichtet worden war. So hatten auch noch im Jahre 1662 Meyer und Geschworene von Binningen bei der Visitation der Kirche St. Margarethen den Vorschlag gemacht, einen Lettner anzubringen in der Art wie ihn die Kirche von Frenkendorf besitze. Aber es geschah nichts dergleichen. Erst neun Jahre später, als die Gemeinde erneut ihre Bitten vorbrachte, beschloß der Basler Rat 1671, eine Erweiterung des bescheidenen Gotteshauses studieren zu lassen, und beauftragte den rührigen Lohnherrn Jakob Meyer, dafür einen Plan zu entwerfen. Da nach der Reformation das Margarethengut veräußert und einzig das Kirchlein selbst beibehalten worden war, konnte nur die eine Lösung in Frage kommen, daß «überzwerch auf dem Kirchhof noch ein Stück an die Kirche gefügt» werden solle. Dies geschah denn auch, des eingezwängten Grundstückes wegen in einem stumpfen Winkel, aber doch recht geschickt. Die Kirchenfenster wurden in frühbarocker Weise rechteckig ausgeführt, der Mode der Zeit gemäß mit «Ohren» versehen; auch der bisherige Kirchbau wurde mit den gleichen Fenstern ausgestattet. Laut der Inschrift über dem Portal zum südlich gelegenen Kirchhöflein wurden diese Bauarbeiten im Jahre 1673 vollendet. Die Kanzel wurde damals in den Winkel versetzt, der den alten und den neuen Flügel verband. Einzelne Zünfte der Stadt, die «Hausgenossen» und der «Schlüssel» stifteten farbige Wappenscheiben, beide mit kleineren Familien-Wappen von Zunft Herren versehen. Auch mehrere Private hatten in jenen Jahren solche Schmuckstücke in die Kirche geschenkt, teilweise noch ehe St. Margarethen erweitert worden war. Besonders wertvoll sind die zwei Abendmahlskelche, welche die Markgräfin von Baden-Hochberg im Jahre 1673 dem Gotteshaus verehrte; drei Jahre später schenkte die hohe Gönnerin eine silberne Schale für das Brot dazu. Sie spendete diese Gefäße in Erinnerung an ihren Hofprediger Jakob Leucht, der Pfarrer zu St. Margarethen gewesen war.

Die Kirche auf dem Hügel bei Binningen wurde in der beginnenden Barockzeit noch mit weiteren Schmuckstücken ausgestattet; so ließ die

Familie der Salis-Marschlins, die damals auf Schloß Binningen saß, für ihre Kirchgänger einen besonderen Kirchenstuhl mit dem Wappen ihres Geschlechts anfertigen, der bis heute erhalten geblieben ist. Ferner wurde dem Gotteshaus durch Professor Johann Rudolf Beck im Jahre 1720 eine Orgel geschenkt, worauf im folgenden Jahr der Rat der Stadt eine Erweiterung des Lettners vornahm. Kaum eine der großen Kirchen in der Stadt hat in jenen Jahren soviel Bereicherung in barockem Stil erfahren wie das benachbarte Kirchlein zu St. Margarethen.

Binningen war wohl auch die erste Ortschaft im Baselbiet, die ein Pfarrhaus in der neuen Bauart erhielt. Lange waren die Leute des Dorfes von der Stadt aus mit den nötigen geistlichen Diensten versehen worden. Ehedem mit der Pfarrei St. Ulrich an der Rittergasse, dann mit St. Elisabeth verbunden, wurden die Gottesdienste recht selten gefeiert; erst seit 1582 kam ein Pfarrer einmal im Monat, um in St. Margarethen eine Predigt zu halten. Im Jahre 1604 beschloß der Basler Rat, es solle fortan jeden Sonntag im Kirchlein gepredigt werden. Aber erst hundert Jahre später gelang es, in Binningen einen eigenen Pfarrer einzusetzen und ein Pfarrhaus zu erbauen. Der Bau des letzteren wurde 1708 dem jungen Baumeister Pierre Racine aus Renan im St. Immortal verdingt, der vorher bereits an Reparaturen der Rheinbrücke in Basel seine Kenntnisse bewiesen hatte. In der Form sah das Binninger Pfarrhaus noch beinahe gotisch aus mit seinem steilen Walmdach über den beiden Wohngeschossen. Aber die Fenster waren bereits symmetrisch eingefügt, an der südlichen Längsseite in drei Achsen, an der nördlichen in vier, an der östlichen Schmalseite mit zwei Achsen. An der westlichen fand sich in jedem Geschoß nur eine Seitentür in der Mitte, die im ersten Stock auf eine angehängte Laube hinausging. Die Eingangstür lag in der Mittelachse der Südfassade. Fenster und Türen waren mit Rustika-Quadern umrahmt, und an den Ecken des Gebäudes zeigten sich Eckquader in Lisenen. Das war der ganze Schmuck des Bauwerks, aber gerade diese Schlichtheit gab ihm etwas Markantes und Gewichtiges. Ein besonderes Merkmal für den beginnenden Barockstil war auch die Treppe, die nun nicht mehr wie früher als Wendelstiege in einen vorstehenden Turm gelegt wurde, sondern im weiten Flur des Hauses in abgewinkelten Läufen mit Balustergeländern nach oben stieg. Leider ist dieses frühbarocke Haus ohne Not dem Neubau einer Bankfiliale am Abhang unter dem Margarethenkirchlein geopfert worden.

Wenn wir nun vom ersten Bau des Barocks in der südlichen Nachbarschaft Basels gesprochen haben, so dürfen wir auch die Erneuerungen erwähnen, welche das in nächster Nähe des Pfarrhauses von Binningen stehende *Weiherschloß* in eben jener Zeit erlebte. Nach einer längeren Zeit,

da das Schloßgut durch streitsüchtige Adelige von Hand zu Hand gegangen war, kam dieses im Jahre 1662 in den Besitz des Bündners Herkules von Salis. Der Zweig der bedeutenden Familie, die das Schloß Binningen bewohnte, scheint sich hier wohl gefühlt zu haben. Der Hausherr stiftete, wie wir schon gehört haben, einen Kirchenstuhl ins Kirchlein St. Margarethen und erneuerte manches im Innern des mittelalterlichen Weiherhauses. So dürfen wir uns noch heute an der sogenannten «Salis-Stube» erfreuen, welche in der Südwestecke des Schlosses an die frühbarocke Zeit erinnert. Vor allem die etwas schwere Felderdecke hält eine Besonderheit jener Jahrzehnte fest.

Weit mehr aber hat das im gleichen Tal erhalten gebliebene *Weihereschloß Bottmingen* an barocker Kunst aufzuweisen. Schon von weitem tut sich der Umbau kund, den das aus dem Mittelalter stammende feste Haus anfangs des 18. Jahrhunderts mitgemacht hat. Die gotische Ansicht war bereits durch einen Besitzer in der Mitte des 17. Jahrhunderts etwas verändert worden, und zwar durch den schwedisch-französischen Heerführer Johann Christoph von der Grün, dem das Schloß die Gestaltung des nördlichen Tores verdankt. Mehr aber wirken die anderen Bauten an der Nordfront, die an den Ecken als Abschluß jene lustigen, typisch barocken Haubentürme aufweisen. Auch das gebrochene Dach, nicht nur der Bauten an der Nord- und Ostseite, sondern auch des alten, in der Südwestecke des Schloßgevierts gelegenen Hauptbaues gehört dieser Bauperiode an. Im Jahre 1720 hatte ein Johannes Deucher aus Steckborn im Thurgau das Weiherhaus mit den zugehörigen Gütern erworben. Dieser hatte in Paris mit Mississippi-Aktien spekuliert und seinen Anteil glücklich abgesetzt, ehe der Schwindel auskam. Mit dem damit gemachten Vermögen sicherte er sich Schloß Bottmingen. Das Weiherhaus, das durch Christoph von der Grün in der Mitte des 17. Jahrhunderts mit einer gewissen Bescheidenheit ausgestattet worden war, wandelte Deucher in ein französisches Lustschloß um, versah es mit reichem Hausrat und den neuesten Tapeten, baute die Stallungen im Nordflügel zu Wohnräumen um und ließ schließlich ein neues Treppenhaus neben dem Hauptbau errichten. Die Treppe – eine frei tragende, gewölbte Konstruktion – zählt in Basel und Umgebung heute zu den besonderen baulichen Kunstwerken, die vom Erbauer große technische Kenntnisse erforderten. Eine erst bei den Restaurierungen der 1950er Jahre entdeckte Inschrift nennt den Basler Baumeister Obermeyer als Schöpfer dieses Werkes. Auch die schmiedeisernen Geländer zeugen vom handwerklichen Können eines Schmiedemeisters. Das Treppenhaus besitzt außerdem noch mancherlei Wertvolles, so das Gemälde in der Decke, das sicher auch aus der Deucher'schen Zeit stammt, und die Bilder von Heerführern aus dem

Dreißigjährigen Krieg, die noch Christoph von der Grün um 1645 hat anfertigen lassen und die sich zusammen mit landschaftlichen Darstellungen der gleichen Zeit, wie selbstverständlich in den hohen Raum einpassen.

Zum Schlosse gehören aber auch der weite Garten, der auf französische Weise in strengen Linien angelegt und mit geschnittenen Bäumen und Hecken, kunstvollen Wasserspielen und Skulpturen ausgestattet war.

Barocke Herrenhäuser in und bei Pratteln

Die beiden großen Dörfer Muttenz und Pratteln behielten bis in unsere Tage zur Hauptsache den Charakter aus der gotischen Zeit bei. Während in Muttenz außer dem sogenannten «Hof» am Nordende der langen Dorfstraße kaum ein herrschaftliches Haus errichtet wurde, zeigte sich die barocke Tätigkeit in Pratteln bedeutend reicher. Das mag daran gelegen haben, daß einige Basler Familien besonderes Interesse an Gütern in diesem Ort zeigten. Da war einmal ein Haus im sogenannten «Fronhof» am Ostende der großen Dorfstraße, das 1541 im Besitz von Anthony Kluber, vielleicht dem Vater des Malers Hans Hug Kluber, gewesen war und das 1690 von Hans Heinrich Zäslin-Fatio erworben wurde. Nach dessen Tod im Jahre 1726 gelangte das Gut an Remigius Frey, der offenbar neben das alte gotische Haus einen barocken Neubau stellen ließ. Das Gebäude fällt im Pratteler Ortsbild vor allem durch sein gebrochenes Dach auf, während seine Fassade eher bescheiden zu nennen ist. Von einem späteren Besitzer, Daniel Ryhiner, der Oberst in französischen Diensten war, erhielt das Gut wohl nach 1760 den Namen «*Lilienhof*», unter dem es heute noch bekannt ist.

Außerhalb des Dorfes Pratteln entstanden anfangs des 18. Jahrhunderts zwei völlig neue Landgüter. Das eine, nach seiner Lage über dem steilen Bord zur tiefen Uferstraße beim Rhein «*Hobrain*» genannt, verdankt seinen Ursprung dem Hauptmann Remigius Frey-Werenfels, Landvogt zu Münchenstein, der in seinem Amtsbereich im Jahre 1689 große Liegenschaften nördlich des Dorfes Pratteln erwarb und darauf Scheune und Wohnhaus am «hohen Rain» erbaute. Das Wohnhaus war ein schlichter Bau mit fünf Fensterachsen an der Hauptfassade gegen Süden und einem damals üblichen Krüppelwalmdach. Es besteht heute noch in dieser Form, nur daß gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein quergestellter Anbau an die Nordseite angefügt wurde. Die Scheune dagegen muß ebenfalls in der späten Barockzeit größer und mächtiger neu entstanden sein. Das Landgut besitzt heute nicht mehr sein freies Umgelände, sondern wird leider immer mehr von industriellen Anlagen eingeengt.

Besser steht es mit dem wichtigsten Bau, den Pratteln während der Barockzeit in seinem Gemeindebann erlebte. Südöstlich des Dorfes, an der gegen Norden fallenden Halde, erwarb im Jahre 1726 der Basler Obristzunftmeister Johann Rudolf Faesch eine Reihe von Grundstücken und ließ an einer weite Sicht gewährenden Hügelkante das Landgut *Maienfels* erbauen. Als der junge zeichnerisch begabte Bäckermeister Emanuel Büchel (1705–1775) im Jahre 1735 bei Pfarrer Buxtorf in Pratteln zu Gast war, hat er auch die noch ganz neuen Bauten des Gutes von verschiedenen Seiten gezeichnet und seine Freude an der eben aufkommenden französischen Bauweise bewiesen. Der Hauptbau muß ursprünglich nur ein kurzes rechteckiges Haus gewesen sein, das mit seiner dreiachsigen Hauptfassade in die Rheinlandschaft hinaussah. Hinter ihm, an der Bergseite, standen quer dazu zwei Nebenbauten und umschlossen so einen kleinen Hof, während an der Südseite sich ein Garten anschloß, der in französischer Weise gestaltet war. Der Schwiegersohn des Obristzunftmeisters, Dietrich Forcart-Faesch, hat den Hauptbau in späteren Jahren, 1763 und 1768 nach Osten und nach Westen verlängert.

Ein recht kleines Bauwerk, das aber in der Baugeschichte des Baselbietes nicht vergessen werden darf, steht zwischen dem «Maienfels» und dem alten Dorfkern Pratteln über dem steilen Nordhang. Jeder Pratteler kennt es unter dem Namen «*Hagenbächli*». Es ist ein lustiges Rebhäuslein in der Art, wie sie einst in großer Zahl rings um die Stadt in den damaligen Weinbergen gestanden haben; auf einem kleinen Raum, der den Geräten des Rebbaues diente, steht ein vorkragender Oberstock in Fachwerk. In diesem oberen Raum brachte der Pratteler Pfarrherr, der fast lebenslang in der Gemeinde amtierte (1625 bis 1668), manche Stunden des Studiums zu, für welchen Zweck er das Bauwerklein auch hat erstellen lassen. Ließ sich nicht am besten sinnieren bei einem Krüge Wein, der im untern Geschoß immer wieder nachgefüllt werden konnte? Das «Hagenbächlein» ist also mitnichten ein Wasserlauf, wie viele, die nicht orientiert sind, nach dem Namen des Häusleins meinen. Es ist übrigens vor wenigen Jahren vorzüglich instandgestellt worden, so daß nun das Fachwerk wieder herausleuchtet wie einst.

Aus der Übergangszeit vom gotischen zum barocken Baustil muß auch das Landgut *Schönenberg* ob Pratteln stammen. An ein einfaches Bauernhaus, das in einen Wohnteil und eine Scheune mit Stallungen im Erdgeschoß gegliedert war, wurde am südlichen Ende der letzteren im rechten Winkel dazu ein größerer, für die Herrschaft bestimmter Wohnbau angefügt, der aber ganz die schlichte Art des Bauernhofes mit seiner umlaufenden Laube übernahm.



7 Domplatz in Arlesheim



8 Alte Schmiede in Allschwil

Barock im Ergolztal

Nahe der Mündung des stattlichen Talflusses in den Rhein überquerte die wichtige Landstraße von Basel nach Rheinfelden den Wasserlauf der Ergolz bei *Augst* mittels einer in zwei Bogen gewölbten Steinbrücke. Der mittelalterliche Bau, der 1431 bis 1438 durch den Kleinbasler Maurer Konrad Labahürmlin neu errichtet wurde, stand bestimmt auf der Stelle eines römischen Übergangs und erlebte, kurz nachdem am linken Ufer ein neues Gasthaus durch die Stadt errichtet worden war (1540), eine Verbesserung. Die Brücke wurde dann 1690 wiederum einer eingehenden Instandstellung unterworfen und – weil damals in den Kriegshandlungen zwischen Frankreich und Österreich gerade hier manche Neutralitätsverletzung geschah – auf Anraten der eidgenössischen Boten mit einem Brückentor versehen. Emanuel Büchel hat das interessante Bauwerk, das mit Brücke und Gasthaus einen malerischen Anblick gewährte, von verschiedenen Seiten gezeichnet, so daß wir gut über seinen Bestand Bescheid wissen. Der gedrungene, nach den beiden Schmalseiten abgerundete Torturm stand auf der schmalen Halbinsel zwischen der Ergolz und dem kurz unterhalb einmündenden Violenbach. Über den letztern führte aus dem Tordurchlaß eine Fallbrücke nach dem vorderösterreichischen Ufer hinüber; aus einem kleinen Dachgiebel sah wohl ständig ein Basler Wachtposten nach dem Nachbarland. Aber trotz dieses bewachten Sicherungsbaues gelang es den Kaiserlichen 1709, in der Nähe die Ergolz zu überschreiten, um die Verbindung zwischen dem Elsaß und dem österreichischen Rheinfelden herzustellen. Dieser späte «Burgenbau» wurde anfangs des 19. Jahrhunderts niedergelegt, nachdem das Fricktal schweizerisch geworden war. Die alte Brücke stand etwas länger und fiel erst nach dem Zweiten Weltkrieg einer Straßenkorrektur zum Opfer.

Zur Befestigung und Sicherung des schmalen Streifens eidgenössischen Bodens, der aus dem Ergolztal nach dem linken Rheinufer und bis Basel in das landesfremde Gebiet hineinragte, gehörte auch die *Hülftenschanze*. Bereits im Schwabenkrieg 1499 zeigte es sich, daß die Stelle im untersten Ergolztal, wo der Hülftenbach von Frenkendorf her die obere Terrasse des Tales durchschnitt, um steil nach der Ergolz hinabzufließen, für eine Sperrung des Tales höchst geeignet war. Am 28. Juli dieses Jahres drangen Truppen des Reichs bis zur Hülften vor und mußten offenbar an rasch aufgeworfenen Wällen wieder umkehren. Im Dreißigjährigen Krieg sodann wie in den nachfolgenden Kriegen der beiden europäischen Großmächte Frankreich und Habsburg war die Anlage einer größeren Schanze in der damals üblichen Sternform vonnöten und hatte den Durchpaß von Augst mitzu-

decken. Bis ins 17. Jahrhundert stand darin ein hölzernes Wachthaus, das bei der Erneuerung der Schanze im Jahre 1689 abgebrochen und auf die östlich des Ergolztales gelegene Anhöhe der «Birch» versetzt wurde. Die eidgenössische Tagsatzung hatte die Verstärkung und Modernisierung der Schanze beschlossen, die vom erhöhten rechten Ufer des tief eingeschnittenen Bächleins sowohl den Übergang über dieses Tobel wie das ganze weite Vorfeld bis zum Rhein beherrschte. Weitere Wachthäuser verdichteten die Sperre der nahen Grenze östlich der Ergolz dem Violenbach entlang und an der Ergolzmündung. An den Ausgaben betrachtet, welche Frankreich mit der Festung Hünningen und der Flankensicherung bei der Landskron verbaute, erscheint der Aufwand, den Basel mit Hilfe der eidgenössischen Stände zur Grenzsicherung seit dem Dreißigjährigen Kriege betrieb, lächerlich gering. Auch wenn man zum Abwehrsystem an der Nordwestecke der Schweiz das «Schänzli» bei Muttentz hinzufügt – das übrigens schon der Bezeichnung nach nicht groß gewesen sein muß – so können wir feststellen, daß das Sparen damals erster Grundsatz war.

Es muß noch nachgeholt werden, daß das Schänzli bei Muttentz, das den Übergang an das östliche, etwas ansteigende Ufer der Birs gegenüber St. Jakob zu sichern hatte, im Jahre 1678 erbaut wurde, also in jener Zeit, da die benachbarte Stadt Rheinfelden von den Franzosen belagert wurde und Gefahr bestand, daß diesem Belagerungskorps weitere Truppenteile über schweizerisches Gebiet zumarschieren könnten. Die Grenze war zwar neben den Basler Truppen von 5400 eidgenössischen Zuzüglern bewacht, die einige «Linien» aufwarfen; aber ob dies im Ernstfall genügt hätte? Das Schänzli wurde übrigens im Jahre 1689, als wiederum Krieg zwischen Frankreich und Österreich ausgebrochen war, in verbesserten Zustand gesetzt; die Pläne dazu lieferten Hauptmann zur Kantten von Freyburg in der Schweiz und Georg Friedrich Meyer, der Basler Feldmesser und Ingenieur. In diesem Zustand befand sich die Befestigung noch, als sie Büchel um 1746 zeichnete. In diesem Jahr fand als Manöverübung durch eine baslerische Freikompanie der Versuch einer Belagerung und Verteidigung des Schänzlis statt. Der angreifende Teil der Truppen gewann den Sieg über den verteidigenden, welche Handlung durch eine große Menge von Leuten aus der Stadt mitverfolgt wurde.

Die Frühbarockzeit hat in der Gegend von Basel zwei neue Niederlassungen oder Siedelungen geschaffen. Die eine ist die schon erwähnte und beschriebene «Stadt» des Basler Domkapitels am Südrand von Arlesheim. Die andere Siedelung finden wir im Ergolzthal, wenig südlich der oben beschriebenen Hülftenschanze. Zwischen den Dörfern Füllinsdorf und Frenkendorf lag am linken Ufer der Ergolz bereits im späten Mittelalter

eine Mühle, die erstmals im Jahre 1373 erwähnt wird. Die Gegend wurde «Reinlins Boden» genannt, nach einem Besitzer, der offenbar die erste, 1464 auch nach ihm benannte Mahlmühle erbaut hatte. Sie gehörte damals noch den Besitzern der Schauenburg, denen die Müller zinsen mußten. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts führte die rasch fortschreitende Industrialisierung in diesem Teil des Ergolztales zu einer auffälligen Änderung der bisher rein ländlichen Verhältnisse. Der Eisenhändler Johann Heinrich Zäslin aus Basel, als Oberstzunftmeister im Regiment der Stadt ein gewichtiger Herr, hatte die Absicht, einen «Drahtzug», d. h. eine Eisenwarenfabrik zu erbauen. Der Liestaler Schultheiß Christoph Imhof machte ihn darauf aufmerksam, daß die «Reinlismühle» an der Ergolz käuflich sei. Zäslin besichtigte das Anwesen und kaufte es. Nun begann nicht nur eine Umwandlung des alten Betriebes, sondern es erstanden am Ergolzufer in den Jahren 1658 und 1659 zahlreiche neue Bauten, nämlich vier Drahtzüge, Kupfer- und Hammerschmitten, eine «Ribi» (Reibe), ferner Arbeiterwohnungen und schließlich auch ein großangelegtes Werk, das die Wasserkraft lieferte. Damals also entstand die erste Schwelle über dem Wasserfall «Kessel» unterhalb von Liestal, von wo ein Gewerbekanal am linken Ergolzufer entlang nach der neuen Siedelung hinabführte. Zäslin nannte den Ort «Nieder-Schöntal», dieser entwickelte sich im 18. und 19. Jahrhundert zu einer ausgedehnten Siedelung, zu der nicht nur Gewerbebauten zählten, sondern auch einige herrschaftliche Häuser in prächtigen Gärten. Besonders charakteristisch unter diesen Bauten des Barocks war jenes Haus mit dem gebrochenen Dach und dem lustigen Dachreiter auf dem First, das bis heute unter der Böschung östlich der Landstraße liegt, und das lustige Gartenhaus, das sich vorwitzig an die Böschungskante hinauf und satt an die Landstraße hin vorschiebt. Daß Fabriken nicht unbedingt häßlich zu sein brauchen, bewiesen auch immer die langgestreckten Gebäude im Süden der Siedelung, die unter schlichten Krüppelwalmdächern mit regelmäßig gereihten Fenstern eigentlich nur das einfache barocke Wohnhaus ins notwendige Maß vergrößerten. Alles in allem gesehen blieb Nieder-Schöntal ein Beispiel, wie nutzbringende Bauten mit solchen des Wohnens zusammen-gesehen werden können, ohne daß die eine Art die andere stört.

Barock im Städtchen Liestal

Das Gefüge der Stadtgassen hat bis heute einen gotischen Charakterzug beibehalten. Die Größe der Parzellen, die nur schmale Streifen Land belegten, erlaubte denn auch keine größeren Bauten, wie sie der Barock

liebte. Wir sehen daher sowohl in der Hauptgasse wie in den diese beidseitig begleitenden Gassenzügen nur Häuser, bei denen sich die Art und Größe der Fenster geändert haben, während sonst alles beim alten verblieb.

Als Beispiel des Überganges vom gotischen Baugefühl zum Barock sei das Haus *Fischmarkt 2* erwähnt. Das Gebäude steht an einer eigentümlichen Stelle des Stadtgrundrisses, nämlich dort, wo bei der heute noch im Erdgeschoß gotischen Stadtmühle die westliche Ringmauer tief einspringt, als hätte hier einmal der Ansatz einer Stadterweiterung bestanden. Während die Mühle stadtwärts in die Gasse vorsteht und sie richtig einschnürt, tritt das erste Haus am Fischmarkt wieder zurück, und beginnt an der westlichen Seite des Fischmarkts eine lange, auswärtsbiegende Häuserzeile. Das Haus Nr. 2 ist am ganzen ausgedehnten Fischmarkt von den älteren Häusern das stattlichste. Mit seinen drei Geschossen wirkt es hoch und breit und scheint anstelle von zwei älteren Gebäulichkeiten zu stehen. Im linken Teil des Erdgeschosses gegen den Platz zeigt sich ein zweiteiliges gotisches Fenster; auch die Türeinrahmung ist noch gotisch profiliert. Daneben steht ein kräftiger Strebepfeiler vor, an dem das Datum 1685 und das Wappen der Liestaler Familie Strübin angebracht ist. Auch im oberen Geschoß finden sich noch gotische Fenstergewände; aber die Größe der Öffnungen zeigt doch deutlich, daß das gotische Bauempfinden langsam in die barocke Freude an der Helligkeit der Räume übergeht.

Der Fischmarkt in Liestal weist neben charakteristischen schmalen Bürgerhäusern aus der spätgotischen Zeit eine ganze Reihe von Wohnbauten auf – besonders typisch das Haus Nr. 26 –, welche mit ihren Stichbogenfenstern oder auch mit geraden Stürzen in einer gewissen Breite ohne Zwischenpfosten deutlich auf ihr Entstehen im 18. Jahrhundert hindeuten. Das unerwartet Schöne am ganzen Gassenbild ist gerade dieser Wechsel von beiden Stilarten, die sich nirgends konkurrenzieren, sondern im Gegenteil vereint in ausgewogener Weise die Platzwände gestalten.

So ist es auch im entsprechenden Gassenzug jenseits der Hauptstraße, in der Kanonengasse und ihrer Fortsetzung bis zum Zeughausplatz. Auch da kann man gotische und barocke Häuslein einträchtig beisammenstehen sehen. Das eindrucklichste Beispiel für dieses Zusammenklingen der Bauweisen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert bietet uns die Hauptgasse Liestals, die Rathausstraße. Es kann uns hier gewiß nicht stören, daß an die markanten gotischen Häuser, das Rathaus und den «Olsbergerhof», sich oben und unten barocke Bürgerhäuser anreihen, die auch auf der andern Straßenseite zahlreich sind. Dabei zeigt es sich, daß der Barock neben Stichbogenfenstern auch gerade Fensterstürze liebte und daß eben dieser Wechsel dem

Spiel der Fassaden eine frohe Abwechslung zufügt. Nur ist es bei den einzelnen Häusern, wenn sie nicht über der Tür oder sonstwo ein in Stein gehauenes Datum aufweisen, schwer zu sagen, in welchem Jahrzehnt sie entstanden sind. Die Barockzeit hat in Liestal und im ganzen Baselbiet recht spät begonnen und sich dafür auch in Zeiten hinüber behauptet, wo in großen Kunstzentren bereits der Klassizismus – im französischen Kulturbereich als Louis XVI-Stil bekannt – sich deutlich vom Rokoko, der Endphase des Barocks absetzte und antikisierende Formen und Ornamente entwickelte.

Daß die Stadt Liestal im 18. Jahrhundert eine erfreuliche Blüte erlebte, zeigt sich nicht nur in den vielen Bürgerhäusern der Altstadtgassen, die eine barocke Erneuerung ihrer Fassaden und wohl auch ihrer Innenräume erlebten, sondern vor allem darin, daß vor den Toren und den Mauern zahlreiche Neubauten errichtet wurden. Der Schutz der Stadtbefestigung wurde nicht mehr unbedingt als notwendig empfunden; man vertraute wohl weniger auf die Schanzen im unteren Teil des Landes, bei Muttenz und an der Hülften, als eben auf die Neutralität der Eidgenossenschaft, und nahm an, daß der französische König, die treibende Kraft in der Politik nach 1648, die Schweiz wegen seiner vielen Schweizer Söldner nicht angreifen oder sonst gefährden werde. So entstanden vor dem Liestaler Ober- und Untertor kleine «Vorstädte»; aber auch im kleinen Quartier, das sich wohl schon im 16. Jahrhundert am nördlichen Fuß des Stadthügels in der Nähe der Ergolz gebildet hatte, mehrten sich die Bauten. Hier an den Gewerbekanälen, die vom Orisbach abgeleitet worden waren, hatten sich schon früher die Handwerker angesiedelt, die Wasser zu ihrem Gewerbe benötigten, vorab die Gerber, nach denen bis heute eine der Gassen benannt ist. An dieser Gerbergasse ist das Haus Nr. 17 zu erwähnen, das mit seinem gebrochenen Dachstuhl in französischer Manier (Mansard-Dach) und seiner fünfachsigcn Fassade zur Straße den Typus des spätbarocken Bürgerhauses darstellt. Fenster und Tür zeigen gerade Stürze, die letztere ist mit der Jahreszahl 1775 versehen. Eines der Häuser in der nämlichen Reihe, weiter westlich, entstammt wohl der Mitte des 18. Jahrhunderts und ist wegen seines Daches mit den vielen offenen Aufbauten interessant; es muß einst einem Gerbermeister gehört haben, der in den Estrichräumen seine gegerbten Häute zum Trocknen aufgehängt hatte. Und noch etwas weiter gegen Westen schließt eine alte Mühle die Häuserzeile ab; an ihrem alten, aus der Endzeit der Gotik im 17. Jahrhundert stammenden Giebelbau wurde quer dazu ein barocker Teil angeführt, der bis heute glücklich erhalten blieb. Bald wird er an Charakter einbüßen, weil ein Schaufenster in sein Erdgeschoß eingebrochen wird.

Die Gerbergasse stößt ostwärts an den Gestadeckplatz, dem ein einst mächtiger Staffelgiebelbau der spätgotischen Zeit den Namen gegeben hat. Heute duckt sich das «Gestadeck» ängstlich neben einen hohen Neubau und verleugnet gleichsam sein einstiges Ansehen wegen der unschönen Anbauten. Dafür hat sich ihm gegenüber nahe der Brücke über die Ergolz ein charaktervolles Bauernhaus aus den letzten Phasen des Barockstils im Baselbiet erhalten, wohl um 1800 erbaut in größter Schlichtheit und gerade deswegen eindrucklich schön. Es dient heute als Wirtschaft «zur Brücke». Weiter südlich von der Gerberstraße gegen den Stadthügel hin findet sich die Wirtschaft zum Thurgauerhof, die sich mit ihrem gebrochenen Dach und den Krüppelwalmgiebeln deutlich als ein Bau des 18. Jahrhunderts zu erkennen gibt. Auch sonst läßt sich im kleinen Quartier, so auch an der kurzen Lindenstraße, da und dort an Häusern, welche die ruhige Aufteilung der Fassaden aufzeigen, die schöne Blütezeit der kleinen Stadt ablesen.

Vor dem Obertor, dessen Turm bis heute das markante Wahrzeichen von Liestals Wehrwillen im Mittelalter geblieben ist, entstand im 18. Jahrhundert ebenfalls ein neues Quartier, hier an der aus der Stadt heraustretenden Landstraße, die sich ursprünglich schon vor dem Tor in die beiden Hauensteinstraßen teilte. Die Straße zum oberen der Hauensteinpässe stieg gleich nach dem Tor bergan und strebte nach dem «steinigen Brückli». Hier nun, an der «Burgstraße», befinden sich mehrere Bürgerhäuser, die an der westlichen Straßenseite aneinandergereiht, zur Höhe hinaufführen. Ihnen gegenüber lag wohl noch lange der alte Gottesacker der Stadt, weshalb bis heute dieser Platz nur zum Teil überbaut worden ist. Dies geschah vor allem durch die Neubauten des Gasthofes zum «Engel», der in seinem Hauptteil sicher dem 18. Jahrhundert entstammt. Das beweist uns seine stattliche, gut gegliederte Fassade zur Straße, mit ihren sieben stichbogigen Fensterachsen. Die andere Straßenseite beginnt außerhalb des Tores ebenfalls mit einem Gasthaus, dem «Neuhaus». Es ist ein breit und sicher dastehendes Gebäude unter gebrochenem Dach, mit fünf Achsen von Stichbogenfenstern, die merkwürdig in die Fassade eingeschnitten erscheinen, weil die Wand auffällig starken Anzug hat und nach oben zurückzufallen scheint. Vielleicht war beim Bau der Boden etwas unsicher gewesen und man trug die Mauer so auf, als ob sie ein einziger Strebepfeiler für die ganze Hausbreite sein müßte. Erwähnenswert ist auch das Wirtshausschild aus der Entstehungszeit des Hauses.

Weiter draußen treffen wir endlich das Gasthaus zur «Alten Brauerei», das von einem am damaligen Rande des Städtchens entstandenen Gewerbebetriebe größeren Ausmaßes herrührt. Manche Gastwirte brauten ja bis ins vorige Jahrhundert ihr Bier selber. Es ist wohl das Letzte der in der eigent-

lichen Barockzeit erstellten Häuser in der «oberen Vorstadt», wie man die heute so banal nach der Kaserne benannte Straße treffender bezeichnen könnte. Das Haus ist aber nicht wegen seines Gerstensaftes berühmt geworden, sondern weil darin am 24. April 1845 der Dichter Karl Spitteler als Sohn des damaligen Bezirksstatthalters und nachfolgenden Landschreibers des Kantons Basel-Land auf die Welt kam. Das Bauwerk bildet noch heute eine gute dreigeschossige Häusergruppe mit drei Eingangstüren, von denen die mittlere mit einem schönen Türflügel ausgezeichnet ist.

Vor dem Untertor Liestals stand 1654, in welchem Jahr Matthäus Merian seine Beschreibung der Eidgenossenschaft mit dem von J.J. Ringle geschaffenen Stich des Städtchens herausgab, nur das kleine Wachthäuslein an der Orisbachbrücke und jenseits von dieser, am großen Weiher, das Schützenhaus, das damals ein breitgelagerter gotischer Bau unter einem Krüppelwalmdach war. In der Spätbarockzeit muß das Gebäude dann umgestaltet worden sein. Die Dachform hat es bis heute beibehalten, versteckt sich aber hinter einem neuartigen Anbau der jüngsten Zeit.

Im 18. Jahrhundert entstanden sodann einige weitere Häuser an der Landstraße gegen Basel, die heute – da es in Liestal keine Baslerstraße gibt, – Rheinstraße heißt. An der Abzweigung des alten Wegs in das Oristal liegen das Gasthaus «zur Eintracht» mit seinem gebrochenen Krüppelwalmdach und ihm gegenüber ein ähnliches Gebäude (Café Graber).

Erst viel weiter talabwärts treffen wir auf das sogenannte «Berry'sche Haus» (Rheinstraße 28), heute von vorne und von hinten durch Bauten der letzten Nachkriegszeit bedrängt und eingeengt. Einst lag der stattliche Bau wunderbar eingepaßt in weiten Gärten und Wiesen. Samuel Ryhiner-Werthemann, ein reicher Basler Handelsherr aus der St. Johannvorstadt, hatte sich im Jahre 1767 vor Liestals Toren größere Grundstücke erworben und im folgenden Jahr den Landsitz anlegen und mit einem schloßartigen Bau versehen lassen. Dieser trat mit einem Hauptbaukörper an die Landstraße vor; seitlich schlossen sich kleinere Seitenflügel an, ebenfalls längsrechteckig und mit gebrochenen Mansarddächern gedeckt. Da der Hauptbau eine größere Tiefe aufweist, steigt das Dach auch weit höher auf als bei den Seitenteilen. Von den Seitenbauten ging auf der Gartenseite je ein schmaler Trakt von Ökonomiebauten und Dienstwohnungen im Winkel zum großen Bau ab und umschloß so einen kleinen Hof, von dem aus die Wege in den weiten Park führten. Die Zufahrt von der Straße her erfolgte merkwürdigerweise mittels einer Durchfahrt durch den südlichen Seitentrakt. Der ganze Bau wirkte fast allein durch seine Gruppierung, ist er doch an sich schmucklos geblieben. Nur die fünf Fensterachsen des Hauptbaukörpers auf die beiden Hauptfassaden treten durch ihre enge Anordnung in

einen betonten Gegensatz zu den Seitenflügeln, die nur zwei weitauseinandergezogene Fensterachsen aufweisen. Die kleinen Eckgärten gegen die Straße zwischen dem vortretenden Hauptbau und den zurückstehenden Seitenflügeln waren bis vor kurzem noch durch Gartengitter umschlossen. Wer der Architekt dieses geschickten kleinen «Schloßbaues» war, wissen wir leider nicht. Der Grundriß ist recht merkwürdig, da der Zutritt von der Mitte der Gartenseite in ein großes «Sommerhaus» erfolgte, in welchem die Treppe seitlich in drei Läufen emporsteigt, nicht unbedingt bequem!

Die Erben des Erbauers veräußerten das Gut im Jahre 1812. Im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts war es Wohnsitz von Isaak Berri-Brüderlin, nach welchem das Haus noch heute genannt wird. 1917 ging das Gut sodann in den Besitz des Kantons Basel-Land über, der zuerst die landwirtschaftliche Schule darin unterbrachte; heute dient es Teilen der kantonalen Baudirektion. Der Bau mußte sich einige Veränderungen gefallen lassen; so fielen die niederen Seitenflügel, und das Haus steht nun etwas entblößt von seiner alten Verbindung mit dem Park zwischen der verkehrsreichen Talstraße und dem moderne Hochhaus des Kantonsspitals.

Es muß im späten 18. Jahrhundert vom Ryhiner'schen Landhaus talabwärts eine große grüne Lücke bis zum nächsten Bau bestanden haben. Es war dies der «alte Spital» (ehemals Rheinstraße 49), der am Ausgang des Röserentales in das Ergolzthal gelegen war. Schon im 15. Jahrhundert hatte an dieser Stelle ein Siechenhaus gestanden, wie dies vor manchen Toren mittelalterlicher Städte der Fall gewesen war, seit die Kreuzfahrer den Aussatz und andere ansteckende Krankheiten mit nach Europa gebracht hatten. Ein gotischer Bau, wie er etwa noch vor den Toren Basels oder Burgdorfs erhalten ist, mochte auch an der Liestaler Talstraße die als unheilbar krank Ausgeschiedenen aufgenommen haben. Im 17. und 18. Jahrhundert waren es dann mehr und mehr die armen alten Leutchen, die hier eine Zuflucht fanden. Diesen erbauten die Herren Deputaten im Jahre 1766 ein neues Haus, in einer stattlichen Weise, die erkennen läßt, daß sich die für Kirche und Schule verantwortlichen Herren ernsthaft um die Versorgung der notleidenden Kranken und Alten bemühten. Breit, mit neun Fensterachsen gegen die Straßenseite, stand der zweigeschossige Bau da, schlicht, aber wohlproportioniert. In der Mittelachse wirkte die Tür als Hauptblickpunkt; über dem geraden Sturz ließ die schöne Inschrifttafel wissen, daß dieses «Sonder Siechen und Armen Hauß zum Trost des Land Volck erbauen» wurde, also nicht allein für die Bürger von Liestal. Als Baumaterial durften die Mauern des zum Abbruch bestimmten Kirchleins von Munzach verwendet werden; dieses kleine Gotteshaus am Röserenbach war einst der Mittelpunkt einer großen Gemeinde gewesen, die aber schon im späteren

Mittelalter ihre Bewohner entweder nach Liestal oder Frenkendorf verloren hatte. Die eine der Glocken aus dem Satteldachturm kam schon 1621 in die damals neu erbaute Kirche von Benken, die andere 1631 in den Kirchturm von Liestal; die dritte gelangte in das Historische Museum nach Basel.

Das Dach des alten Spitals war mit einer langen Fensterreihe versehen, die fast einem dritten Geschoß gleichkam und schloß gegen Norden und Süden – wie das in dieser Zeit im ganzen Baselbiet üblich war – mit Krüppelwalmgiebeln ab. Im Innern des Hauses, das durch je einen Gang in der Länge und Breite geteilt war, fand sich eine malerische Treppenanlage von der Westseite her aufsteigend, die mit typisch barockem Geländer versehen war. An der Rückseite des Gebäudes erstreckten sich zwei Seitenflügel gegen Westen hin. An der Südseite stand ein Holzschopf, der den Hof auf diese Seite abgrenzte; die Nordseite belebte ein Brunnen, dessen Stock mit Obelisk und Kugel geziert war.

Seinem ehrwürdigen Zweck diente das Gebäude bis zum Jahre 1855. Dann wurde es, nach Eröffnung eines eigentlichen Krankenhauses und Altersheimes, von einer Fabrikunternehmung erworben und als Arbeiterwohnhaus verwendet. Daß dieses Denkmal christlicher Nächstenliebe, Armen- und Krankenfürsorge vor wenig mehr als zehn Jahren der Bauspekulation zum Opfer fallen mußte, ist äußerst betrüblich, besonders weil Liestal mit solch wertvollen Bauwerken nicht gerade reich gesegnet ist.

Als letzter Barockbau auf Liestaler Boden sei noch das Hofgut *Gräubern* erwähnt, das südlich des «Altmarktes» im ebenen Talboden der Frenke steht. Es besitzt einen Wohnbau mit dem charakteristischen Merkmal der Spätbarockzeit, einem in französischer Weise gebrochenen Dachstuhl, der an der Giebelseite einen Krüppelwalm aufweist und in seiner Fensteraufteilung wohlausgewogen erscheint.

Barock im oberen Baselbiet

Im oberen Ergolzthal von Lausen an aufwärts über Sissach nach Gelterkinden dehnte sich vom mittleren 18. Jahrhundert an der barocke Baustil in kräftig in Erscheinung tretenden schönen Gebäuden aus. Sie sind gerade in den größeren Dörfern so häufig, daß sie den älteren, aus der spätgotischen Epoche herrührenden Häusern, nicht nur starke Konkurrenz machen, sondern sie oft beinahe erdrücken. Dies ist in *Sissach* der Fall, wo sich sowohl an der Hauptstraße, die in der Richtung des Haupttales verläuft, wie in der quer dazu dem Diegterbach nach abwärts strebenden Rheinfelderstraße,

die Bauten mit den großen Barockfenstern und Stichbogenstürzen so oft in die Häuserzeilen einreihen, daß die älteren Bauten, wie etwa die Bezirksstatthalterei im westlichen Hauptstraßenteil und das Haus Nr. 61 im östlichen Teil des gleichen Straßenzuges, wie eingesetzte Sonderwerke erscheinen. Geht man diesen barocken Gebäuden in ihren Einzelheiten nach, so merkt man, daß die Barockzeit auch hier, wie sonst im Baselbiet, bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hineinreicht. Als bestes Beispiel dafür möchten wir das Haus vorstellen, das in der Mitte des Marktfleckens Sissach steht, als einziges Haus, das zwischen dem Diegterbach und der abzweigenden Rheinfelderstraße, angefügt an die wichtige Brücke, Raum gefunden hat. Weil die «Alte Wacht», ein kleiner zweigeschossiger Bau, vor den weit größeren dreigeschossigen Bau gestellt ist, oder besser umgekehrt, der größere im Jahre 1807 neben den kleineren gesetzt wurde, läßt sich die Baugruppe weder im Namen noch in der Ansicht voneinander trennen. Ein Bauteil ist ohne den andern nicht denkbar. Der Vorbau gehört seit langem der Bürgergemeinde und war als Wacht- und Zollhaus wohl von jeher in öffentlichem Besitz. Den dreigeschossigen Bau errichtete Johannes Hug-Frei, Metzgermeister und Gemeindepräsident, so geschickt hinter dem Vorbau und doch wieder seitlich und in der Höhe so entscheidend vortretend, daß man sich über die Komposition wie über die Einzelheiten nur immer freuen kann, wenn man an diesem wichtigen Kreuzungspunkt vorbeikommt. Daß so wenig daran verändert wurde, ist als großes Wunder zu bezeichnen. Die Konsumgesellschaft, die das Haus schon 1898 erwarb, hat es erst vor etwa zehn Jahren für nötig befunden, ein Schaufenster einzubrechen und dieses besitzt glücklicherweise keine rahmensprengenden Ausmaße. Die Türe an der Traufseite, die in ihren drei Geschossen in drei Achsen prächtig aufgeteilt ist, zeigt in ihrem Stichbogensturz einen Schild mit dem Datum 1807 und den Initialen des Erbauers JH. Ein prächtiger Türflügel aus der Ursprungszeit weist gutes Messingbeschläge auf. Den Fenstern ist eine besondere Art von Stichbogenstürzen eigen, wie sie nur im Baselbiet üblich ist; der Stichbogen ist nämlich nur zum oberen Rand gebogen, während er unten gerade bleibt, so daß der Fensterrahmen wieder auf einfache, rechtwinklige Weise geschaffen werden konnte. Was aber an diesem Hause am meisten in die Augen springt, ist die malerische Laube, welche den südlichen Giebel auszeichnet. Unter dem steilen Krüppelwalm-dach hängt sie über den Vorbau der «Alten Wacht» vor, soweit, daß sie für die Lichtführung noch eines Dachgiebelchens mit Fenster in der seitlichen Dachfläche bedarf. Ein Bug stützt den Laubenvorbau auf die Haus-ecke ab. Er gibt dem gesamten Dach eine solch günstige Form, wie es sie sonst nicht haben könnte.

Und noch eines ist zu vermelden: Der niedere Vorbau der «Alten Wacht» ist an der südlichen Giebelseite mit einer «Ründe» versehen, die ganz an bernische Vorbilder gemahnt. Auch anderswo im Kanton zeigt es sich, daß der benachbarte große Kanton, der nicht direkt an das Baselbiet anstößt, doch großen Einfluß auf unsere Bauart gehabt haben muß. Wir begegnen solchen bernischen Anklängen besonders in Waldenburg und Langenbruck, die ja durch den Oberen Hauenstein am nächsten mit dem südlich von Balstal beginnenden Bernbiet verbunden sind. Rein emmentalisches Gepräge wies auch das Landgut «Erndthalde» ob Gelterkinden auf. Unglücklicherweise ist dieser stattliche Holzbau, der Alterssitz von Johann Rudolf Burckhardt, dem Erbauer des «Kirschgartens» in Basel, einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen.

Auf den wichtigsten Spätbarockbau in Sissach, den «Ebenrain», wollen wir in einem besonderen Abschnitt noch zurückkommen.

Recht schöne Barockhäuser stehen auch im Dorfe *Itingen*, das mit seiner nach Süden verlaufenden Dorfgasse eines der besterhaltenen Ortsbilder weit und breit sein eigen nennt. In beiden Häuserreihen zu Seiten des platzartigen Raumes mischen sich die gotischen und barocken Häuser, so etwa, daß die ersteren die besten Beispiele an der westlichen, die barocken Bauten besonders gute Beispiele auf der östlichen Seite zeigen. An der in der Talrichtung, also quer zum alten Ortsteil verlaufenden Hauptstraße finden sich dagegen fast ausschließlich stattliche Häuser des späten 18. Jahrhunderts und des beginnenden 19. Jahrhunderts, in welchem der Barock sich mit den Biedermeierbauten mischt. Es sind eben Wohnhäuser darunter, welche neben den Stichbogenstürzen auch gerade Stürze aufweisen. Charakteristisch sind fast allenthalben die Scheunentore mit ihren hohen Rundbogen, in deren Scheitel meist ein Schlußstein mit eingemeißelter Jahreszahl die Entstehungszeit des Anwesens kundgibt, wie etwa beim Hause Nr. 70 im östlichen Teil der Hauptstraße, wo wir das Datum 1792 und die Initialen HM lesen können. Weiter ostwärts steht ein charaktervoller Bau, mit Nr. 83 bezeichnet, mit rundbogigem Eingang und Scheunentor; über der Haustür lesen wir: «Das Hat erbauen Andreas Buess Anno 1789», ein Beweis dafür, daß auch ein Bauer damals auf seine Behausung stolz sein durfte. Noch weiter östlich treffen wir den sogenannten «Paradieshof», an der Nordseite der Straße gegen Sissach hin, dessen Wohnteil zum schönsten und abgewogensten gehört, was zu Ende des 18. Jahrhunderts im Baselbiet erbaut worden ist. Gegen Osten steht ein breiter Krüppelwalmgiebel. Die zweigeschossige Fassade gegen die Straße besitzt vorzügliche Stichbogenfenster, in fünf Achsen aufgereiht; die Stichbogentür ist über eine kleine Freitreppe zugänglich.

In *Gelterkinden*, dem seit alters mit Sissach in Wettstreit liegenden Flecken, dürfen sich eine ganze Reihe barocker Häuser wohl sehen lassen. Sie fügen sich um den Dorfplatz, auf den von allen Seiten die Gassen einmünden, zu einem ausgezeichneten Ortsbild zusammen, man darf wohl sagen, zum schönsten dieser Art im Baselbiet, weil der wuchtige Kirchturm als markante Dominante dahinter aufragt und weil auch der Dorfbrunnen hier noch den Mittelpunkt einnimmt wie einst; allerdings werden hier kaum noch Pferde und Kühe getränkt, sondern es ist ihm mehr und mehr die Aufgabe eines Verkehrsteilers aufgedrängt worden.

Ein Barockhaus, das am Dorfplatz steht, mit dem Giebel aber gegen die Kirchgasse sieht, zeigt auf dem Sturz seines Eingangs die Jahreszahl 1822 und die Buchstaben HW des Erbauers, in einem ausgehauenen kleinen Schild, wie er in der Form eines «Aenisbrötli» an vielen Türgestellen des oberen Baselbietes gerade im Ergolztal oberhalb Sissach vorkommt. Dies, weil im benachbarten kleinen Dorfe *Hemmiken* in den Jahren des ausklingenden Barockstils, also von Ende des 18. Jahrhunderts an, ein Steinbruch in Betrieb kam, von dem aus die ganze weite Umgebung mit Tür- und Fensterumrahmungen beliefert wurde. Eine größere Zahl von Steinmetzen war in diesem Steinbruch, dem sich weitere benachbarte zugesellten, tätig. Wer heute einmal einen Abstecher in das verschwiegene Waldtälchen des «Steingrabens» östlich unter der Farnsburg macht, wird erstaunt sein, wieviel hier an Schilfsandstein aus dem Berg herausgeholt worden ist. Vor allem auf die Verzierung der Türstürze hatten sich die Hemmiker Steinmetzen spezialisiert und wußten sie in vielfältigen Formen bester Volkskunst auszustatten. Der Hof Baregg oberhalb des «Steingrabens» zeigt heute noch in seinem Türsturz von 1844 die Darstellung gebräuchlicher Handwerkszeuge, wie sie 1945 sogar in das Wappen der Gemeinde Hemmiken aufgenommen worden sind. Dieses Handwerk der Steinmetzen hat sich bis zum Ende der einheimischen Bauweise halten können und ist erst durch die Zementindustrie verdrängt worden.

An der Kirchgasse unterm Gelterkindner Gotteshaus stehen mehrere Barockhäuser, die aber sicher aus ursprünglich gotischen Bauten umgewandelt worden sind. So weist das Haus Nr. 3 das Datum 1821 auf, das Haus Nr. 6 zeigt über der Tür die Jahrzahl 1814. Das Pfarrhaus wurde vermutlich auch in jener Zeit dem damaligen Stil angepaßt. Eines der schönsten Häuser der spätbarocken Zeit stand an jenem Blickpunkt der Ochsen-gasse, wo diese beim gleichnamigen Gasthaus nach Norden umbiegt. Es besaß Stichbogenfenster, die mit markanten Schlußsteinen versehen waren. Die prächtige Türeinfassung trug das Datum 18 HP 10. Ohne Not wurde vor wenigen Jahren das baulich noch gut gebliebene Haus abge-

brochen, um einem nichtssagenden Neubau Platz zu machen. Auch an der Rößligasse und an der Schulgasse können wir gute Bauten barocker Bauweise entdecken, in der Schulgasse darf besonders Nr. 6 hervorgehoben werden, das noch schöne Stichbogenfenster aufweist und eine Tür, die mit 18 HBCR 18 datiert ist, im übrigen aber mehrfach verändert und aufgestockt worden ist. Auch Nr. 4 mit seinen elf Fensterachsen weist mit der Zahl 1822 auf sein Erbauungsjahr hin, gleichzeitig bestätigend, daß jene Zeit, die den Napoleonischen Kriegen folgte, trotz wirtschaftlicher Krisen, Gutes und Geschmackvolles an baulichen Werken hervorbrachte.

Wie deutlich im Baselbiet der Barock noch in die Zeit des Napoleonischen Kaiserreichs hineinreichte, wo doch der «Empire-Stil» in großen Kunstzentren seine reichen Blüten trieb, das zeigt das Hofgut *Sigmatt*, am sanften Hang des Kapf südöstlich von Gelterkinden gelegen. Dort muß schon vor der Jahrhundertwende ein Bauernhof entstanden sein. Sein Wohnteil besitzt stichbogige Fenster und eine gleiche Tür. Die Stichbogenstürze sind hier mit einem Scheitelstein versehen, was im Baselbiet nicht gerade oft vorkommt. An der nordwestlichen Giebelseite hängt unterm Krüppelwalm eine malerische Giebellaube auf Bügen vor, eine Lösung, wie wir sie im Ergolztal hin und wieder antreffen. Neben diesen Hof nun stellte kurz nach 1800 der Basler Seidenfärber Johann Rudolf Miville ein Herrschaftshaus, das mit seinem gebrochenen Dachstuhl und den Krüppelwalmgiebeln noch ganz den Geist des Barocks atmet. Die Fenster sind aber, im Gegensatz zum Pächterhaus, mit geraden Stürzen versehen. Die nordöstliche Traufseite ist durch drei Fensterachsen aufgeteilt, in deren Mitte die schlichte Tür mit Oberlichtgitter sich ohne aufzufallen einfügt. Die Gegenseite hat der Architekt des geschickt angelegten Grundrisses wegen mit fünf Fensterachsen ausgestattet, die bis in die Dachfenster hinauf fortgeführt sind. Der sich vor der nordwestlichen Giebelseite des Herrenhauses ausdehnende Garten hat seit der Anlage nach 1800 seinen charakteristisch französischen Zuschnitt bewahrt. Einzig an sein äußeres Ende, wo der Blick am besten auf die Talmulde von Gelterkinden hinuntergeht, kam ein Gartenpavillon zu stehen, der auf das Typischste den «Empire»-Stil der Napoleon-Zeit vertritt.

In *Ormalingen*, dem langgestreckten Straßendorf im oberen Ergolztal, zeigen sich manche wohlgeformte Bauernhäuser der Barockzeit. Unter sie gestellt, durch die angebaute Scheune als eines der ihren gekennzeichnet, aber doch im ganzen etwas herrschaftlicher, erscheint das Pfarrhaus. Noch im 18. Jahrhundert erhielt der Geistliche neben seinem Gehalt in Bargeld Einkünfte in Korn und Wein, ja er konnte selber Kühe halten und Grundstücke bewirtschaften. Als im Jahre 1740 die bereits vor der Reformation selb-

ständig gewesene Kirchgemeinde Ormalingen wieder neugeschaffen wurde, war ein neuer Pfarrsitz vonnöten. Wer mit dem Entwurf des Baues beauftragt wurde, wissen wir nicht. Er erscheint geschickt von der Straße zurückgerückt, und vor dem Wohnteil wurde ein Garten angelegt, in regelmäßig französischer Form. Der Zugang führte in der Mitte ins Areal hinein, so daß links davon ein kleiner Hof zwischen den Ökonomieteilen und einem gegen die Straße vorgeschobenen Schopf entstand. Der Wohnbau, der mit fünf regelmäßigen Fensterachsen gegen den Garten und die Straße sieht, zeigt sich als typisch barocker Bau. Der Grundriß wird durch einen Gang in zwei Teile zerschnitten. Die Treppe wurde aber hier nicht mehr in einem «Sommerhaus» oder gar in einem an die Rückwand des Hauses angebauten Treppenturm hochgeführt, sondern einfach seitlich an den Gang angefügt, so daß sie das eine der hinteren Zimmer verkleinerte. Wie die östliche Giebelseite, so hat auch die nördliche Traufseite nur je drei Fenster in jedem Geschoß; die der nördlichen Seite gehen aber auf eine angefügte Laube hinaus, die schon deshalb notwendig war, damit über sie der Zutritt zu den Aborten bewerkstelligt werden konnte, eine Anlage, wie sie früher oft vorkam.

Wenn wir nun schon eines der Pfarrhäuser, die der Stand Basel in der Barockzeit errichtete, beschrieben haben, so sollen die anderen im oberen Baselbiet vorhandenen Pfarrhäuser gleich anschließend behandelt werden. Die Herren Deputaten, d.h. die Verwaltung des Kirchen- und Schulgutes zu Basel ließen es sich etwas kosten, die Gemeinden, die bisher keine ausreichenden Pfarrhäuser besaßen oder deren Sprengel neu geschaffen und mit einem Pfarrherrn versehen wurden, mit einem anständigen Wohnsitz für die Geistlichen auszustatten.

Wie Ormalingen 1740 von Gelterkinden getrennt und zu einer eigenen Pfarrgemeinde erhoben wurde, so geschah es 25 Jahre später mit *Reigoldswil*. Von Bretzwil abgelöst, wurde das Dorf unter der Wasserfalle mit Titterten, das vorher zur ausgedehnten Pfarrei St. Peter (Onoldswil) gehört hatte, zu einer besonderen Kirchgemeinde vereinigt. Hier weiß man, daß Ingenieur Lucas Stähelin mit der Anfertigung des Risses für ein neues Pfarrhaus beauftragt wurde. Dieser muß offenbar zuerst das Pfarrhaus in Ormalingen oder die Pläne dazu angesehen haben; er wollte in der Folge den Grundriß so gut als möglich verbessern. So teilte er zwar das Haus durch den zwischen durch geführten Gang wieder in zwei Teile ein, ordnete aber die Treppe zweiläufig und quer zum Gang in einem eigens abgesonderten Geviert der Nordwestecke des Hauses an. Um einen Zugang zu den vor die Mauer tretenden Aborten zu gewinnen, benötigte man auf der anderen Seite des Ganges ein weiteres Geviert; das führte zu einem neuen Raumverlust,

doch mußte man die Aborte nun nicht mehr über die offene Laube erreichen.

Das schönste Pfarrhaus der Barockzeit ist unstreitig jenes in *Bretzwil*, dem westlichsten der Oberbaselbieter Dörfer. Zusammen mit der Kirche und der Pfarrscheune bildet es, von Westen und Norden gesehen, eine prächtige Baugruppe auf einem Hügel, welche das langgestreckte Dorf dominiert. In jenen Jahren, da sich die Obrigkeit mit der Neugliederung der Pfarreien im südwestlichen Zipfel ihres Herrschaftsbereiches beschäftigte, bekamen Reigoldswil und Bretzwil, die von 1555 bis 1765 in eine Pfarrei zusammengehörten, beide einen neuen Pfarrsitz, was eigentlich recht großzügige Mittel erforderte. In Bretzwil, dessen Pfarrer fürderhin nur noch Lauwil mitversah, sparte man keineswegs. Der obrigkeitliche Baumeister, Johann Jakob Fechter, hatte schon 1763 den Bau, dem er eine herrschaftliche Allüre gab, größtenteils fertiggestellt; doch zogen sich die Arbeiten, vor allem die Anlage des Gartens bis 1766 hin. Zuletzt beliefen sich die Kosten auf 10 401 Basler Pfund 18 Schilling und 9½ Pfennige; aber es ist verwunderlich, daß diese Summe niedriger ausfiel als jene für das Reigoldswiler Pfarrhaus, das 10 745 Pfund 14 Schilling und 4 Pfennig gekostet hatte. Fechter gab seinem Bau in Bretzwil einen anderen Grundriß als dies Lucas Stähelin im Reigoldswiler Pfarrhaus getan hatte. Der Stadtbaumeister entwarf offenbar viel unabhängiger. Er trennte zwar im Erdgeschoß, das an der Westseite des abfallenden Terrains wegen auf hohem Sockel liegt und durch eine doppelläufige Freitreppe erreichbar ist, die Räume durch Gänge fast vierteilig auseinander. Aber das Treppenhaus fügte er so geschickt und die Treppenläufe abgewinkelt in das Ganze ein, daß allein dies eine breite Behäbigkeit vermittelt, wie sie in den Pfarrhäusern von Reigoldswil und Ormalingen noch lange nicht erreicht wurde. Die Räume sind in beiden Geschossen sinnvoll angeordnet; sie ermangeln aber der Stuckdecken, wie wir sie eigentlich in einem solch herrschaftlichen Hause erwarten dürften. Eine Eigentümlichkeit des Hauses sind auch die Anbauten an die nördliche Giebelseite, Aborte und Laube, welche letztere sonst immer einer Traufseite der Häuser angehängt wurde. Die Fenster sind mit geraden Stürzen versehen, an den drei Fassaden (ohne die Nordseite mit der Laube) regelmäßig eingesetzt und vorzüglich ausgewogen, gegen Westen und Osten mit je fünf Achsen, von denen die mittleren die schlichten Türen aufweisen, gegen Süden – weiter auseinanderliegend – drei Achsen. Formvollendet erscheint das Dach, ohne jeglichen Aufbau außer dem der Kamine, mit Krüppelwalmen gegen beide Schmalseiten. Vor der westlichen Schauseite liegt der Hof, der nordwärts von der großen Pfarrscheune abgeschlossen wird, während gegen Westen hin ein kleines Waschhaus ebenfalls in

aller Bescheidenheit zum geschlossenen Charakter des Hofes und der ganzen Gebäudegruppe beiträgt. Im Jahre 1786 wurde die Kirche ebenfalls, außer dem Turm, in spätbarocken Formen erneuert.

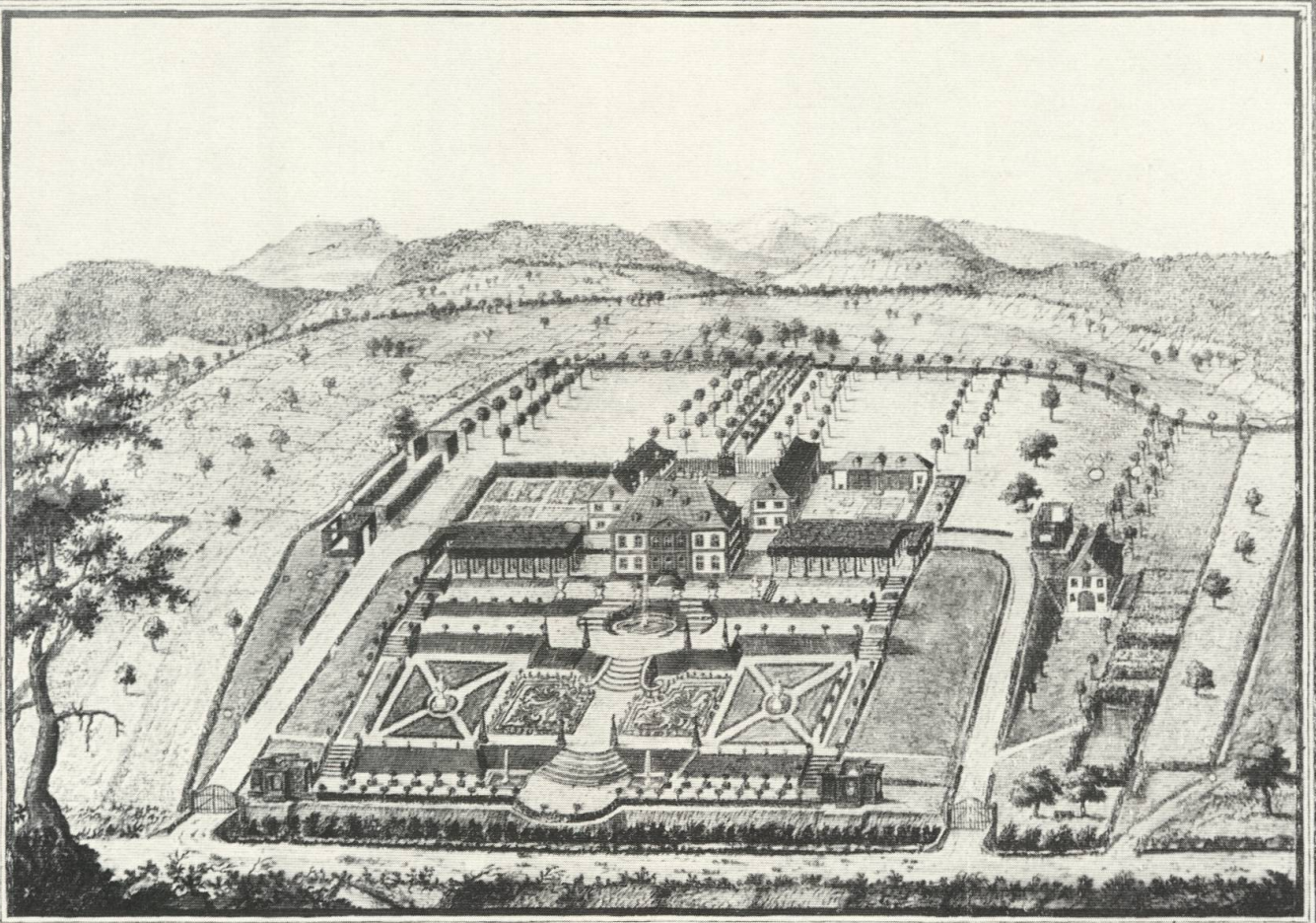
Das Pfarrhaus in *Ziefen* ist eines der späteren aus der guten Bauzeit. Wir dürfen es als gutes Beispiel in die klassizistische Epoche einreihen. Dafür besitzt das Dorf im hinteren Ergolztal, das bis vor wenigen Jahren seinen alten Baubestand bewahrt hat, ein «gewöhnliches» Bauernhaus mit einem markanten barocken Aussehen. Es ist das sogenannte «*Neue Haus*» am oberen Ende der langgestreckten Ortschaft (Nr. 115). Mit seinem hohen Kellersockel beweist der stattliche Bau, daß in Ziefen während Jahrhunderten Rebbau getrieben worden ist. Darüber erheben sich drei Geschosse, das oberste etwas niedriger und sich hinter dem Dachvorsprung teilweise verbergend. Ungewöhnlich ist bei den Fensterumrahmungen, daß diese wohl in den Stürzen einen Stichbogen aufweisen, der aber nur «eingekerbt» ist, so daß das Fenster rechteckig bleibt und auch der Sturz nach oben gerade endigt. Die Ecken sind mit Rustika-Lisen versehen. Der Zugang zum Erdgeschoß erfolgt durch eine Doppeltreppe, die zur Tür und dem das ganze Haus an der Nordseite durchquerenden Gang führt. So einfach die Türeinfassung ist, so reich ist der Türflügel, den man sich unbedingt näher ansehen muß. In den bandartigen Verzierungen finden wir die Jahrzahl 1780 und die Buchstaben HR, denen wir auch am Ofen der unteren großen Stube begegnen. Sie zeigen uns, daß hier im sonst nicht an den großen Kunstströmungen teilnehmenden Ziefen ein Künstler der «Régence-Zeit» gearbeitet und sein Können in dieser bei uns recht seltenen Stilnuance wenn auch verspätet, bewiesen hat. (Der Name «Régence» erinnert an die in Frankreich nach dem Tode König Ludwigs XIV. 1715 für dessen Ur-enkel durch Philipp von Orléans geführte Regentschaft, die bis 1723 dauerte).

Zu beachten ist auch der noch vorhandene originelle Türklopfer, der wie so viele Kleinigkeiten in jener Zeit mit liebevoller Sorgfalt geschaffen worden ist. Recht hübsch ist ferner die hintere Ausgangstür, die unter den Lauben der Rückfassade auf eine kanzelartige Treppe mündet.

Endlich soll das Pfarrhaus zu *Bubendorf* besprochen werden. Es muß hier unter die barocke Epoche eingereiht werden, obgleich ein großer Teil der Mauern bereits aus der gotischen Zeit herrührt. Das Gebäude ist wohl der merkwürdigste und komplizierteste aller Pfarrherrensitze im Baselbiet und ohne Vergleich mit dem Grundriß schwer zu beschreiben. Den Hauptteil bildet ein nach Osten blickendes breites Giebelhaus mit zwei Wohn-geschossen; es lehnt sich an die Halde vor der Kirche an und mag zum ältesten Bestand der ganzen Gebäudegruppe gehören, die vom Basler Domkapitel im Mittelalter zu bauen begonnen wurde. Im Jahre 1695 fügte



9 Schloß Bottmingen von Nordwesten



Ebenrain bey Sissach
Zugehörig

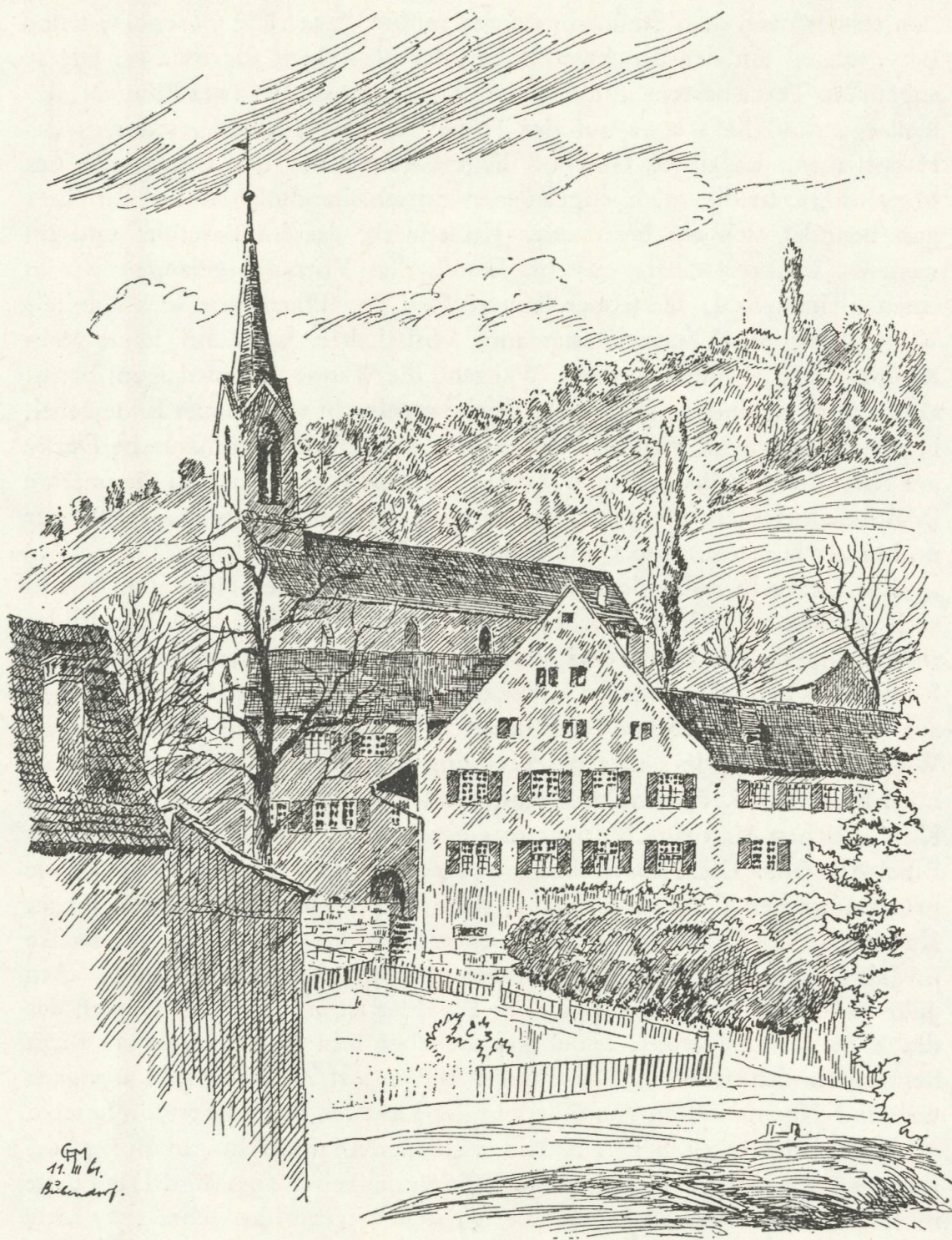


Herrn Martin Bachofen
Erbaut A=1776.

sodann die Stadt Basel einen schmalen Trakt an, in der Weise, daß er etwas südlich hinter und über den alten Wohnbau zu stehen kam. Da sich der Baumeister nach dem Steilhang richten mußte, haben die Geschosse keine Beziehungen mit den Stockwerkhöhen des bisherigen Pfarrhauses. Dieser angebaute Trakt besteht in jedem der drei Geschosse aus zwei Räumen; das Kellergeschoß liegt etwa auf der Höhe des ersten Wohngeschosses des Hauptbaues, das dritte Geschoß liegt bereits über der Dachtraufe des Mitteltrakts. In diesem hochgelegenen dritten Geschoß des Nebentraktes nun befindet sich ein besonderes Kunstwerk, das im Baselbiet und im weiteren Umkreis einzig dasteht. Durch den Vorraum gelangen wir in einen kleinen Saal, der früher längere Zeit den Pfarrherren des Kapitels Waldenburg als Versammlungsraum vorbehalten war und heute dem Konfirmanden-Unterricht dient. Während die Wände von niedrigem Brusttäfer umzogen sind, zeigt sich die Decke regelrecht als gemalte Bilderbibel, in einer Art, wie sie vielleicht am ehesten die berühmte romanische Decke der Kirche von Zillis in Graubünden aufzuweisen hat. Nur daß die unsrige in Bubendorf mehr als 550 Jahre jünger, flächenmäßig weitaus geringer und in der künstlerischen Qualität viel bescheidener ist.

Die Decke in Bubendorf besteht aus 36 rechteckigen Holztafeln, die in sechs Reihen zu sechs länglichen Darstellungen eingeteilt sind. Die Bilder sind so angeordnet, daß je drei Streifen in gleicher Weise von der Mitte des Raumes aus betrachtet werden können. Die eine Seite weist 18 Darstellungen aus dem Alten, die andere Seite deren 18 aus dem Neuen Testament auf. Wie Ernst Gruber in seiner Beschreibung der Decke (Baselbieter Heimatbuch Band VII S. 158–172) aufzeigt, handelt es sich um freie Kopien nach Kupferstichen Matthäus Merians in einer 1630 zu Straßburg erschienenen Bibel-Ausgabe. Diese Darstellungen wirkten offenbar noch lange in die protestantischen Gegenden hinaus; denn wie wir einer Aufschrift in der Kaminecke des Bubendorfer Saales entnehmen können, wurde die Decke im Jahre 1695 von den Familien Strübin und Socin gestiftet und im gleichen Jahr vollendet. Zu den Wappen der Bezahler ist an dieser Stelle auch das des Künstlers beigefügt; leider konnte aber sein Name bis heute nicht herausgefunden werden. Die Pfarrei Bubendorf/Ziefen wurde übrigens während Jahrhunderten von Gliedern der Liestaler Familie Strübin besetzt.

Außer diesem südlichen Anbau wurden dem Pfarrhaus in Bubendorf später an der Nordseite noch weitere Gebäulichkeiten angefügt. Das dürfte im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts geschehen sein. Im Jahre 1767 hatte der obrigkeitliche Baumeister und Ingenieur J.J. Fechter den Auftrag erhalten, ein Gutachten über den baulichen Zustand des Hauses abzugeben. Er entledigte sich seiner Aufgabe, indem er eine genaue Beschreibung



Kirche und Pfarrhaus von Bubendorf

lieferte, die alle Wünsche des Pfarrherrn Strübin sowie die notwendigen Instandstellungsarbeiten enthielt. Besonders in den neueren Teilen zeigte sich die Dringlichkeit einer völligen Überholung des Äußern und Innern. 1768 stellte auch Dompropsteischaffner J.J. Thurneysen große Schäden fest, worauf die Restaurierung begonnen und bis 1772 fertiggestellt wurde. Damals bekam die Gebäudegruppe ihr heutiges Aussehen, denn 23 Kreuzstöcke d.h. Fenstereinfassungen mußten neu angefertigt werden. So ist es kein Wunder, wenn vom früheren Aussehen nichts mehr übrigblieb und heute der schlichte Stil vom Ende des 18. Jahrhunderts, vom Ausklang des Barocks, vorherrschend ist.

Der Ebenrain bei Sissach

Die meisten Landsitze baslerischer Familien lagen im näheren Umkreis Basels. Daß sich aber auch oberhalb Liestals für herrschaftliche Ansprüche noch recht gut wohnen ließ, das beweist das schloßartige Gut «Ebenrain» vor Sissach. Es entstand am Ende der barocken Epoche der Baukunst und spielt mit seinen Einzelformen bereits in den Stil hinüber, den man nach dem französischen König Ludwig XVI. «Louis seize» nennt, oder auch mit Klassizismus bezeichnet. Doch deckt sich das eine nicht unbedingt mit dem andern, weil die verschiedenen Kunstzentren die neue Strömung verschieden verarbeiteten.

Der reiche Basler Bändelherr Martin Bachofen-Heitz, der seinen Sitz im «Rollerhof» am Münsterplatz hatte, erwarb sich 1773 größere Grundstücke südlich der Landstraße, die von Itingen her dem nahen Flecken Sissach zustrebt. Hier ließ er sich vom berühmtesten Architekten seiner Vaterstadt, Samuel Werenfels (1720–1800), die Pläne zu einem prachtvollen Landgut entwerfen, wie es sich würdig in die Reihe der bereits geschaffenen Werke des großen Baukünstlers einreicht. Mit dem Hause «zum Delphin» an der Ecke Rittergasse/Bäumleingasse hat Werenfels seine Laufbahn recht eigentlich begonnen. Während er diesen Bau 1760 nach einem noch vorhandenen, etwas unbeholfen erscheinenden Riß errichtete, wechselten die Auftraggeber, was sicher nicht gerade zu frohem Schaffen einlud, und doch hat dieses Haus bereits etwas Hochgemutes an sich. Es muß daher auch andere begüterte Basler Industrielle bewogen haben, dem Architekten Wünsche vorzutragen und Aufträge zu erteilen. Deshalb verdanken wir ihm auch die einzigartige Baugruppe des «Wendelstörferhofes» (Weißes Haus) und des «Reichensteinerhofes» (Blaues Haus) am Rheinsprung (1761–1769), das ehemalige Posthaus beim Fischmarkt (heute Stadthaus der Bürgergemeinde), das von 1770 bis 1775 errichtet wurde, und als Abschluß der Reihe den

«Segerhof» am Blumenrain, der in den 1780er Jahren schon ganz im Sinne des Klassizismus entstand.

Während Werenfels noch mit dem Posthaus der Basler Kaufmannschaft beschäftigt war, zeigte sich Martin Bachofen-Heitz bei ihm und wünschte Entwürfe für ein Landhaus auf dem «Ebenrain» bei Sissach. Der Kaufherr wußte von den bedeutenden Kenntnissen, die Werenfels auf dem Gebiete der Architektur eigen waren; es war ihm aber auch bekannt, daß der Baukünstler in praktischen Dingen weniger gut zu Hause war und sich beim Bau des Ryhiner'schen Landgutes vor dem Basler Riehentor in den Kosten übel verrechnet hatte. Bachofen war daher vorsichtig genug, die eigentlichen und Bauarbeiten dem Baumeister Daniel Büchel (1726–1786) zu übertragen.

Glücklicherweise haben sich in Privatbesitz vier Originalpläne erhalten, die uns zeigen, auf welche Weise Samuel Werenfels für den Ebenrain plante und entwarf. Besonders instruktiv ist der Aufriß für den «Risalit des Gebäu auf dem Ebenrain Ao 1774», eine Federzeichnung, in welche Bildhauerarbeiten über Fenstern und Portalen eingetragen wurden. Aus den Strichzeichnungen heraus fertigte Werenfels sodann farbige Pläne an, die glänzende Beispiele wohlgekonnter Architektur-Darstellungen sind. Der Plan der Hoffassade gibt zugleich auch einen Schnitt durch die Seitenflügel wieder und wir können annehmen, daß einst auch in gleicher Weise die seitlichen Ansichten der Gebäudegruppe sowohl mit Aufrissen wie mit Schnitten vorhanden gewesen sein müssen.

Wenn wir nun aber diese Pläne des Architekten mit dem heutigen Bestand vergleichen, so erkennen wir, daß der Bau nicht in allen Teilen den Entwürfen entspricht. Auf den Plänen fällt vor allem das steil aufragende Walmdach auf, das bei der Ausführung dann in der Neigung gemildert wurde. Auch kam vermutlich nie der Dachreiter auf den First zu sitzen, denn er hätte bei dessen verkürzter Länge nicht richtig Platz zwischen den beiden Kaminen gefunden. Daß man in dieser spätbarocken Zeit dem Bau keinen gebrochenen Dachstuhl in der nach Mansard genannten französischen Bauart aufsetzte, ist im Baselbiet nicht verwunderlich, denn auch bei allen großen Basler Wohnsitzen jener Zeit verzichteten Architekten und Bauherren auf diese fremde Form und blieben der alten Bauweise treu.

Die Hauptfassade des Landhauses «Ebenrain» richtete sich gegen Norden zur Landstraße. Ein Mittelrisalit faßt hier, wie dies schon in den Entwürfen der Fall war, drei Fensterachsen unter einem schwachgeneigten Giebel zusammen, während die Seitenteile je zwei weiter auseinanderstehende Fenster aufweisen. Viel schlichter gibt sich die Hoffassade, in der sich der Ausgang nicht aus den Fenstern heraushebt, und diese auch im oberen Geschoß in gleicher Weise durchlaufen. Die heutigen Dachaufbauten, von

denen das mittlere Giebelchen höher ist als die andern, scheinen im letzten Jahrhundert vermehrt, wenn nicht gar verändert worden zu sein. Sicher war die Dachfläche ruhiger aufgeteilt. Die Schmalseiten des recht tiefen Wohnbaues begnügen sich mit je drei Fensterachsen. Sie sehen frei in den seitlichen Garten hinaus; denn der Haupttrakt steht allein gegen die Kante der nördlich abfallenden Böschung gerückt. Die beiden Nebenflügel setzen nicht am Hauptbau an, sondern sind derart davon abgesetzt, daß zwischen dem letztern und ihnen eine mit Gittern abgeschlossene Tordurchfahrt eingefügt werden konnte. Das macht den Hof hinter dem Wohnbau so reizvoll, daß er nicht völlig von Bauten umstellt ist, sondern drei Lücken in den Park hinaussehen lassen. Die südliche Breite wird wirksam durch ein Gitter abgeschlossen, dessen Mitte durch ein lebhaftes, prächtig geschmiedetes Tor markiert wird. An solchen Aufgaben entwickelten sich auch die Handwerker zu wahren Künstlern, die es verstanden, das Ihre – und es ist nicht wenig – zum Gesamteindruck beizutragen. Wer bei diesem Gittertor stehen bleibt, hat nicht nur das Vergnügen, durch dessen Schwingungen in den Hof hinein, sondern ebenso gut hinaus zu sehen in die wundervolle Allee, die als letzter Zeuge französischer Gartenbaukunst erhalten ist.

Denn der Erbauer des «Ebenrains», Martin Bachofen-Heitz, hatte nicht nur vorzügliche Bauten erstellen wollen, sondern sie auch mit dem notwendigen Lebensraum ausgestattet. Was das Landgut so großartig und reizvoll macht, das sind die Gartenanlagen, welche die Baugruppe umgeben. Solche zu entwerfen hat der großzügige Basler einen der besten Künstler auf diesem Gebiet beauftragt, nämlich den weitgereisten Berner Architekten Niklaus Sprüngli (1725–1802). Dieser hat sich offenbar in seiner Vielseitigkeit auch als Gartenkünstler einen großen Ruf erworben. Bachofen zog ihn jedenfalls für den «Ebenrain» zu und ließ sich von ihm die Gestaltung des Geländestreifens zwischen dem Wohnbau und der Landstraße ausarbeiten. Der noch erhaltene Plan ist aber dann aus unbekannten Gründen nicht ausgeführt worden. Ein anderer Entwurf von fremder Hand fand offenbar mehr Gefallen und zeigt ungefähr das, was dann auf einem von J. Caspar Zehender 1785 aufgenommenen Bild des Ebenrains von Norden her zu sehen ist, mit Hecken, Bosquets und Wasserkünsten, wie sie nach streng ausgerichteten und zugeschnittenen Linien in der französischen Gartenbaukunst üblich waren.

Wie lange diese terrassierte Anlage, die zur Gebäudegruppe als weitgespannter Rahmen einzigartig paßte, Bestand hatte, ist nicht genau zu sagen. Schon um 1800 war eine schwärmerische Betrachtung der Natur aufgekomen, welche die schnurgeraden und in gebundene Formen gepreßten Beete und Pflanzenreihen nicht liebte. Der «Englische Garten» gewann die

Oberhand. Dies geschah im «Ebenrain» jedenfalls erst nach dem Tode des Erbauerpaares. Von 1817 an gelangte das Landgut in verschiedene Hände, erst in baslerische, dann von 1849 an in die von Ausländern. Wenn nun das Aussehen des Parkes verändert wurde, so hat der Gesamteindruck keine Schwächung erfahren. Wer den Park und die in ihn hineingestellte Baugruppe aufsucht, wird überrascht sein über die ruhige Schönheit, welche beiden heute noch eigen ist, in einer Zeit, die das Aussehen des nahen Dorfes Sissach und die benachbarten Talauen so sehr zu ihrem Nachteil verändert hat.

VI. Klassizismus, Empire und Biedermeier

Da der Barock in unserem bescheidenen Baselbiet nur in seltenen Fällen ausgesprochene Modeform annahm und spürbar von der großen Welt beeinflußt wurde, so läßt es sich heute schwer unterscheiden zwischen ihm und den Stilrichtungen, die ihm folgten. Arlesheim mit seinem Dom und Domplatz fällt eigentlich ganz aus dem Rahmen, da diese fürstlich zugeschnitten sind, unsere Städtchen und Dörfer sonst aber kleinbürgerlich und bäuerlich genügsam blieben. Und doch ist erstaunlich, wenn wir auch das Schlichte und Bescheidene zu achten gewillt sind, wie viel und wie Schönes im Baselbiet entstanden ist. Man kann ruhig sagen, daß ein Großteil aller Bauwerke aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammt. Dies beweist, daß die Jahre, in denen mit dem Eindringen der Revolutionsideen in unser Land politische und wirtschaftliche Unruhe herrschte, in denen die Kriegszüge Napoleons einen großen Aderlaß verlangten, und denen dann Hungerjahre, Seuchen und Minderung der Bevölkerung durch Abwanderung folgten, trotz allem Jahre waren, in denen die dem Boden treubleibenden Menschen zähe ihre Ziele verfolgten und sich ihre Heime bauten.

Nun ist es schwer, die Abfolge der verschiedenen Baustile auch im Baselbiet zu verfolgen. Was draußen in den großen Kunstzentren als Klassizismus, Empire und Biedermeier unterschieden wird, geht bei uns ineinander über und nur wenige Beispiele können beweisen, daß alle drei Epochen auch in unseren Juratälern Spuren hinterlassen haben. Das Wichtigste, was diese Bauweisen von jener der gotischen Zeit unterscheidet, das haben sie bereits mit dem Barock gemeinsam; schon bei ihm ist eine gewisse Regelmäßigkeit und Symmetrie angestrebt worden und diese wird nun bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts beibehalten. Wie schon im 18. Jahrhundert, so zeigen sich die Fenster und Türen auch weiterhin sowohl mit geraden Stürzen als auch mit Stichbogen nach oben geschlossen. Es können